

Lehre und Wehre.

Jahrgang 58.

Januar 1912.

Nr. 1.

Vorwort.

Von der Unionsliebe der wahren Kirche.

In seinem hohepriesterlichen Gebet (Joh. 17) bittet unser Herr Christus für seine Jünger: „Heiliger Vater, erhalte sie in deinem Namen, die du mir gegeben hast, daß sie eins seien gleichwie wir“, V. 11 (*ὅνα ὦσον ἐν καθὼς ἡμεῖς*); und bald hernach für seine ganze Kirche: „Ich bitte aber nicht allein für sie, sondern auch für die, so durch ihr Wort an mich glauben werden, auf daß sie alle eins seien gleichwie du, Vater, in mir und ich in dir, daß sie auch in uns eins seien, auf daß die Welt glaube, du habest mich gesandt“, V. 21. „Vollkommen“ sollen sie sein „in eins“, V. 23 (*τετελειωμένοι εἰς ἓν*). Dies Gebet des Sohnes Gottes ist erhört. Die Kirche ist eins, ist eine, ist eine einige im rechten christlichen Glauben. Was ein chiliaistischer Träumer in die Endzeit verlegt: „es wird eine Herde und ein Hirte werden“, Joh. 10, 16 (*γενήσεται μία ποίμνη, εἰς ποιμήν*), das ist seit den Tagen der Apostel, das ist, seitdem eine Fülle der Heiden zum Glauben an Christum bekehrt ist, Wahrheit und Tatsache geworden und erfüllt sich noch fortwährend so gewiß, als Christus immer noch neue und andere Schafe herführt, die seine Stimme hören und an ihn glauben.

Was aber eins ist, soll auch eins und einig bleiben. Daher denn die apostolische Ermahnung an die wahren Glieder der Kirche: „Seid fleißig, zu halten die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens“, Eph. 4, 3 (*τηρεῖν τὴν ἐνότητα τοῦ Πνεύματος ἐν τῷ συνδέσμῳ τῆς ειρήνης*). Halten, festhalten, bewahren kann man nur, was man hat; und man muß es halten, sowie dies Gut gefährdet ist. Es ist aber gefährdet genau so lange, als die Kirche noch nicht die triumphierende, solange sie noch die streitende Kirche, solange sie noch hier auf Erden ist. Wer durch einen seligen Tod der streitenden Kirche entnommen und daheim ist bei dem Herrn, den sieht diese Gefahr nicht mehr an; aber auch nur den.

Die wahre Kirche auf Erden hat diese Gefahr immer erkannt und ist darum immer auch „fleißig“ gewesen, zu halten die Einigkeit im

Geist durch das Band des Friedens. Was sind, um nur eins hervorzuheben, von der Zeit des Apostelkonzils an alle wahrhaft christlichen Konzilien der alten Kirche, soweit sie diesen Namen verdienen, anders gewesen als solcher Eifer und Fleiß? Wenn im Kreise der Christenheit, aus ihrer eigenen Mitte, Männer aufgestanden waren mit verehrten Lehren, Jünger an sich ziehend, ein anderes Evangelium predigend als das von den Aposteln verkündigte, dann hatten wahre Jünger Jesu ihnen widerstanden mit dem Worte der Heiligen Schrift und hatten der Christenheit die falschen Geister geoffenbart, so daß sie sich vor ihnen vorsehen, sie fliehen und meiden und so die Einigkeit im Geist, im Glauben und in der Lehre aufrechterhalten konnte. — In der Zeit des christlichen Mittelalters freilich ist den meisten, die sich Christen nannten, das Bewußtsein verloren gegangen, daß die rechte, wahre Kirche eigentlich ist „die Versammlung aller Gläubigen, bei welchen das Evangelium rein gepredigt, und die heiligen Sakramente laut des Evangelii gereicht werden“. Die Kirche der ersten Jahrhunderte hatte es faktisch noch festgehalten, daß „dieses genug ist zu wahrer Einigkeit der christlichen Kirche, daß da einträchtiglich nach reinem Verstand das Evangelium gepredigt und die Sakramente dem göttlichen Wort gemäß gereicht werden“; und daß es „nicht not ist zu wahrer Einigkeit der christlichen Kirche, daß allenthalben gleichförmige Zeremonien, von den Menschen eingesetzt, gehalten werden, wie Paulus spricht Eph. 4, 5. 6: ‚Ein Leib, ein Geist, wie ihr auch berufen seid zu einerlei Hoffnung eures Berufs; ein Herr, ein Glaube, eine Taufe.‘“ (Ausgb. Konf., Art. 7.) Aber dann fing der römische Antichrist an, nicht mehr nur heimlich, sondern mit steigender Stärke und Deutlichkeit in der Kirche hervorzutreten. Je mehr dies geschah und je mehr ihm gelang, worauf er abzielte, desto mehr verlor die Kirche ihren christlichen, apostolischen Charakter. Das spätere Mittelalter insonderheit sieht die Einheit der Kirche in der Einheit mit Rom, in der Einheit und Übereinstimmung mit den von Rom festgesetzten und geordneten kirchlichen Zeremonien und gottesdienstlichen Ordnungen; vom römischen Bischof läßt es sich Sakramente und Sakramentalien bestimmen und aufdrängen; und der Glaube, der diese Kirche einigen und zusammenhalten soll, ist nicht sowohl der, „du habest ihn, Christum, gesandt“ zum alleinigen Heiland der Welt, als vielmehr der, Gott habe den Papst gesandt zum Herrn und Haupt der Kirche, die von ihm allein lernen müsse, was Gott und Gottesdienst heißt. Ohne Zusammenhang mit diesem sichtbaren Haupt und ohne Unterwerfung unter dasselbe gibt's kein Heil in Zeit und Ewigkeit und keine Gliedschaft in der Gemeinde Gottes. Gehorsam gegen den Papst zu Rom galt da als erste und oberste nota eines Gliedes der Kirche.

Da hat das wahre und einzige Haupt der Kirche, unser Herr Jesus Christus, sich seiner übel verleiteten Herde erbarmt und der Kirche in Luther ihren Reformator gesandt. Der hat zur Reformation

der Kirche durch den Geist des Mundes Christi geoffenbart den Menschen der Sünde und das Kind des Verderbens; hat den römischen Papst geoffenbart als den rechten großen Antichristen, vor dem Gottes alt- und neutestamentliches Wort die wahren Kinder Gottes treulich und eifrig warnt. Von und durch Luther haben diese wieder gelernt: soll ich glauben, Gott habe Christum gesandt zum Heiland der Welt, so muß ich den Glauben ausspeien, er habe den Papst gesandt zum Haupt der Kirche; soll ich Christ sein, so darf ich nicht Papst sein und bleiben, sondern muß den Papst fliehen und meiden als den Widerwärtigen, der sich setzt in den Tempel Gottes als ein Gott und gibt sich vor, er sei Gott. Luther hat dann die Kirche Christi auch wieder aus der Heiligen Schrift gelehrt, welches die rechten, wahren, eigentlichen und untrüglichen Kennzeichen der Kirche sind, worin vornehmlich ihre Einigkeit besteht, und worin sich daher auch der Eifer und Fleiß erweisen müsse, zu halten die Einigkeit im Geist.

In seiner Predigt am 17. Sonntag nach Trinitatis über Eph. 4, 1—6 (St. L. XII, 888 ff.) sagt Luther darüber: „Siehe, darum treiben die Apostel St. Paulus und St. Petrus so fleißig allenthalben diese Tugend, die da heißt eines Sinnes sein; denn es ist auch die nötigste und schönste Tugend unter den Christen, so die Christenheit zusammenhält und bindet und nicht läßt Kotterei und Trennung werden. . . . Darum vermahnet hier St. Paulus, daß man mit allem Fleiß darob halte und, wie er spricht, sorgfältig sei, daß man sie behalte. Er nennt's aber Einigkeit des Geistes, zu zeigen, daß er redet von der Einigkeit der rechten Lehre und Glaubens; sonst kann es nicht heißen einerlei oder einiger Geist, fintemal kein Heiliger Geist da ist ohne Erkenntnis und Glauben des Evangelii Christi. Darum muß man vor allen Dingen danach trachten, daß die rechte Lehre der Schrift rein und einträchtiglich erhalten werde. . . . Darum heißt und ist diese Einigkeit der Kirche nicht einerlei äußerlich Regiment, Gesetz oder Satzung und Kirchenbräuche haben und halten, wie der Papst mit seinem Haufen vorgibt und alle will aus der Kirche geschlossen haben, die da nicht hierin ihm wollen gehorsam sein, sondern wo diese Einträchtigkeit des einigen Glaubens, Taufe usw. ist. Daher heißt es eine einige, heilige, catholica oder christliche Kirche, daß da ist einerlei reine und lautere Lehre des Evangelii und äußerlich Bekenntnis derselben an allen Orten und zu jeder Zeit, unangesehen, was sonst für Ungleichheit und Unterschied des äußerlichen leiblichen Lebens oder äußerlicher Ordnungen, Sitten und Zeremonien sind. Wiederum welche diese Einigkeit der Lehre und Glaubens in Christo nicht halten, sondern daneben Trennung und Irgegnis anrichten, wie St. Paulus Röm. 16, 17 sagt, durch ihre Menschenlehre und eigen erwähl't Werk, darob sie streiten und als nötig allen Christen gebieten zu halten, die sind nicht die rechte Kirche Christi noch derselbigen Glieder, sondern Widerwärtige und Zerstörer.“ „Diese gewisse Lehre und Trost

haben wir wider das Papsttum, so uns darum beschuldigt und verdammmt, daß wir von ihnen abgetreten und gewichen, und uns schelten Abtrünnige von der Kirche, so sie doch selbst die rechten Abtrünnigen der Kirche sind, so die Wahrheit verfolgen und die Einigkeit des Geistes zerreißen unter dem Titel und Namen der Kirche und Christi, darum jedermann schuldig ist aus Gottes Gebot, ihnen zu widersprechen, ja sie zu meiden und zu fliehen.“ (898 f.)

Kein Kirchenmann ist seit dem Hingang der Apostel fleißiger gewesen, auf rechte Weise festzuhalten und zu bewahren die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens, als der Reformator der Kirche, D. Martin Luther. Aber vor der Einigkeit im Fleisch, vor der Kircheinigkeit mit solchen, die für falsche Lehre Duldung in der Kirche haben wollen oder den Indifferentismus in Glaubenssachen auf ihr Panier schreiben, hat ihm gegraut wie vor dem Teufel selbst. Der Erasmus'schen Theologie hat er entgegengehalten: „Du meinst, es sei nicht wert, daß man so um der Behauptung des Glaubens willen die Welt errege und vielen Leuten ihre Ruhe, Gemach und gemeinen Frieden verderbe, sondern es wäre besser zu weichen, nachzulassen, ihm zu tun, wie man könnte. Und gibst also genug zu verstehen, daß du den Leiblichen Frieden, Gemach und Ruhe viel teurer achtest denn den Glauben, der Gewissen Heiligkeit, der Seelen Seligkeit, das Wort Gottes, die Ehre Christi, ja Gott selbst. Derhalben sollst du wissen, daß ich diese Sache so hoch und teuer achte, daß ich und ein jeder Christ schuldig ist, ob es bonnöten wäre, darum sein Leib und Leben zu lassen und darauf zu sterben, wenn auch die ganze Welt sollte nicht allein zu Unfrieden werden, sondern ganz untersinken und zu Trümmern gehen. So du nun, mein lieber Erasmus, dies nicht begreifen kannst oder nicht achtest, so laß es denen zu Herzen gehen und laß es die verstehen, denen es gegeben ist. . . . Meinst du, daß dir allein unter allen Menschen der Aufruhr und Unfriede, so durchs Evangelium erweckt wird, zu Herzen gehen? Wir sind ja auch nicht steinern oder eisern, auch nicht Bären oder Wölfe. Dieweil es aber mit der Welt nicht anders sein kann, wie die ganze Schrift zeuget, dieweil's mit Gottes Wort nicht anders gehen kann, so ist's besser (dieweil wir Gottes Friede und vor Gott ein fröhlich Gewissen haben), wir bekennen gleich mitten in solchem Unfrieden mit Freudigkeit Gottes Wort, als daß wir in jenem Leben in ewigem Unfrieden, mit ewiger Qual unsers Gewissens sollen Gottes erschreckliche Strafe, Zorn und der Hölle Pein tragen. . . . Du redest aber darum also schlecht von den Sachen, dieweil du vielleicht in der Bibel mit Fleiß nicht liesest oder nicht fleißig Achtung gibst, daß es stets mit Gottes Wort also ist gegangen, daß es die Welt nicht hat wollen leiden, darum Unfriede, Zwiespalt und Empörung angerichtet. Und das sagt auch öffentlich Christus selbst (Matth. 10, 34; Luk. 12, 49), und Paulus sagt 2 Kor. 6, 4, 5: ‚Lasset uns beweisen als Diener Gottes in Aufrühren‘ (vernimm: welche die Welt wider uns ohne

unsere Schuld erreget). Darum wer den Unfrieden stillen will, der muß Gottes Wort gar wegnehmen und verbieten. Denn wenn Gottes Wort kommt, sooft es gepredigt wird, so findet es die Welt durch den Teufel, durch menschliche Sägung verführt; das will es denn ändern und nur Gottes Wort gehalten haben; da muß denn Zwiespalt werden.“ (W. XVIII, 2099 ff.) In seiner Predigt aber von der christlichen Rüstung und Waffen, über Eph. 6, 10 ff. (1532), sagt Luther (W. IX, 455 f.): „Das Gut des ewigen Lebens ist so groß, daß es keines Menschen Herz begreifen kann; darum gehört auch ein großer, harter Kampf dazu, und ist doch gar leichtlich geschehen, wo man nicht mit allen Kräften an dem lieben Wort hält, daß man es ewig verliere; und ja nicht so gering zu achten ist, wie die Welt tut und etliche unverständige Geister fürgeben, durch den Teufel betrogen, über dem Sakrament oder anderer Irrung: „Man soll nicht über einen Artikel so hart streiten usw. und darüber die christliche Liebe trennen, noch einander darüber dem Teufel geben, sondern ob man gleich in einem geringen Stück irrete, da man sonst in andern eins ist, möge man wohl etwas weichen und gehen lassen und gleichwohl brüderliche und christliche Einigkeit oder Gemeinschaft halten.“ Nein, lieber Mann, mir nicht des Friedens und der Einigkeit, darüber man Gottes Wort verleuret; denn damit wäre schon das ewige Leben und alles verloren. Es gilt hier nicht weichen, noch etwas einräumen, dir oder einigen Menschen zuliebe, sondern dem Wort sollen alle Dinge weichen, es heiße Feind oder Freund. Denn es ist nicht um äußerlicher oder weltlicher Einigkeit und Friedens willen, sondern um des ewigen Lebens willen gegeben. Das Wort und die Lehre soll christliche Einigkeit oder Gemeinschaft machen; wo die gleich und einig ist, da wird das andere wohl folgen; wo nicht, so bleibt doch keine Einigkeit. Darum sage mir nur von keiner Liebe noch Freundschaft, wo man dem Wort oder Glauben will abbrechen. Denn es heißt nicht: die Liebe, sondern das Wort bringt ewiges Leben, Gottes Gnade und alle himmlischen Schätze. Das wollen wir gerne tun, daß wir äußerlichen Frieden mit ihnen halten, als wir in der Welt tun müssen mit jedermann, auch mit den ärgsten Feinden; das gehe seinen Weg in dieses Leben und weltliche Wesen, darüber wir nichts zu kämpfen haben; aber der Lehre und christlichen Gemeinschaft halben wollen wir nichts mit ihnen zu tun haben, noch (sie) für Brüder, sondern für Feinde halten, weil sie auf ihrem Irrtum wissentlich beharren, und (wollen) wider sie sechten durch unsern geistlichen Kampf. Darum ist es nur ein teuflischer und betrüglischer, listiger Anlauf, so solches fürgibt und fordert, daß man soll etwas weichen und einen Irrtum zugut halten um Einigkeit willen, damit er uns suchet also listiglich vom Wort zu führen. Denn wenn wir solches annehmen und werden der Sache eins, so hat er schon Raum gewonnen und bald eine ganze Elle genommen, da ihm ein Finger

breit gewichen wäre, und so bald gar eingerissen.“ Nur noch eine Stelle von Luther, dem größten Freniker und Polemiker, sei noch erwähnt, aus seiner Auslegung der ersten Epistel St. Johannis: „Wenn man das Papsttum ansieht, so wird man nicht (ein)sehen, warum Christus ins Fleisch kommen sei, ja man wird es für was überflüssiges halten. Erasmus, wenn er in einer Epistel disputiert, warum Christus ins Fleisch kommen sei, macht ihn zu einem Gesehgeber. Allein Christus ist deswegen kommen, daß er uns vom Satan, vom Tod und von der Sünde errettete, von welchen wir aus unsern Kräften nicht konnten errettet werden; ja er ist zu dem Ende kommen, daß er alle Gerechtigkeiten abschaffte und allein seine Gerechtigkeit aufrichtete. . . . Der Papst bekennet zwar Christi Gerechtigkeit, doch also, daß unsere Gerechtigkeit nicht aufgehoben werde. Das ist ebensoviel als nichts bekennen. . . . Christus ist ins Fleisch kommen, daß er bei uns zugegen wäre in der Taufe und im heiligen Abendmahl. Ein jeglicher Geist nun, der dahin gehet, daß er lehre, Christus tue durch die Sakramente alles, der ist von Gott, derselbige höret gerne von Christo und danket dafür. Denn der versteht, daß Christus sein sei und sei ins Fleisch kommen. Der Geist der Sakramentierer aber leugnet gewöhnlich, daß Christus ins Fleisch kommen sei, wenn sie sagen, das Fleisch Christi nütze nichts, ingleichen, der Geist müsse alles tun, die Taufe sei nichts. Derwegen ist er nicht von Gott.“ (W. IX, 1012 f.)

Die bekennnistreue Lutherische Kirche ist dem Reformator treulich nachgefolgt in dem doppelten Bestreben, zu halten die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens und zu meiden falsche Union mit denen, die einen andern Geist und Glauben und eine andere Lehre als die apostolische haben. Sie konnte, als sie nach Luthers Tod durch allerlei auftretende Irrgeister die Einigkeit im Geist im eigenen Lager aufs höchste gefährdet sah, nicht eher ruhen, als bis es ihr gelungen war, nach heißen Schriftkämpfen zu einer wahrhaft christlichen Konkordie zu gelangen. Sie konnte mit Wahrheit beim Abschluß der Konkordienformel (Müller, 724 f.) darauf verweisen, daß sie „nicht bedacht gewesen sei, um zeitliches Friedens, Ruh' und Einigkeit willen etwas der ewigen, unwandelbaren Wahrheit — wie auch solches zu tun in unserer Macht nicht stehet — zu begeben, welcher Fried' und Einigkeit, da sie wider die Wahrheit und zu Unterdrückung derselben gemeinet, auch keinen Bestand haben würde, noch viel weniger (sei sie) gesinnet, Verfälschung der reinen Lehre und öffentliche verdamnte Irrtümer zu schmücken und zu decken“, aber sie trage „zu solcher Einigkeit herzlischen Lust und Liebe“ und sei ihrerseits „nach äußerstem Vermögen von Herzen geneigt und begierig, sie zu befördern, durch welche Gott seine Ehre unverlezt, der göttlichen Wahrheit des Evangelii nichts begeben, dem wenigsten Irrtum nichts eingeräumt, die armen Sünder zu wahrhaftiger, rechter Buß' gebracht, durch den Glauben aufgerichtet, im neuen Gehorsam gestärket und also allein durch den einigen Verdienst Christi gerecht und ewig selig werden“.

Von einer andern Konkordie aber als von einer solchen will ein treuer Christ und wahrer Lutheraner nichts wissen. — Unionsversuche sind ja genug gemacht worden, vor und nach der Konkordienformel, zwischen Reformierten und Lutheranern, zwischen Protestanten und Katholiken; immer tauchen auch von Zeit zu Zeit (wie noch im vorigen Jahre wieder) Projekte auf zur Vereinigung aller christlichen Konfessionen, so verschieden sie auch in der Lehre sind. Bald denkt man an nur „kirchenregimentliche“ Vereinigung; bald soll die Form der Kultushandlungen das einigende Band sein; dann wieder lockt Rom die Protestanten in seine liebeich ausgestreckten Vater- und Mutterarme, läßt aus seiner Mitte Stimmen laut werden, als sei Gewährung der Priesterehe und des Laienkelchs beim Abendmahl vielleicht immerhin im Bereich der Möglichkeit; zu anderer Zeit bahnt sich's an, daß kurzfristige protestantische Pinsel mit geriebenen papistischen Prälaten colloquia amabilia zur Herstellung der Kircheneinigkeit in Aussicht stellen. Eine bunte Musterkarte von Unionsversuchen, bei welchen die wahre Kirche nie etwas gewonnen hat und nie etwas gewinnen, sondern nur verlieren kann! Die wahre Kirche ist wohl allezeit bereit zur Verantwortung ihres Glaubens und zur Verteidigung ihrer Lehre mit dem Schwert des Geistes, dem Worte Gottes; sie nimmt Herausforderung zu Disputationen unter Umständen auch an; aber sie will nun und nimmer Kirchengemeinschaft machen mit solchen, die auch nur in einem Stücke bei falscher Lehre beharren oder falsche Lehre geduldet sehen wollen. Ganz insonderheit auch kann sie (Ps. 94, 20) nimmermehr eins werden und auch nicht eins werden wollen mit dem schädlichen antichristlichen Stuhl zu Rom, der Gottes Gesetz übel deutet. Sie weiß, daß Christus dem Antichristen ein Ende macht erst durch die Erscheinung seiner Zukunft am Jüngsten Tage, daß daher das Papsttum bis ans Ende bleiben, und zwar Antichristentum bleiben wird, ob es seinen Stuhl in Rom oder Avignon oder wo immer habe. Lassen wir daher angesichts der Schriftworte, die uns lehren, daß bis zum Jüngsten Tage Kotten und Sekten sein werden und das Antichristentum des Papsttums bleiben wird, lassen wir das Unionmachenwollen mit allen, die sich mit dem christlichen Namen behängen, den Chiliasten und andern Schwärmern, denen umsonst und vergebens durch die Reformation der Antichrist geoffenbart ist. Vor falschen Propheten sollen wir uns vorsehen, vor ihnen warnen, gegen sie disputieren, aber nun und nimmer uns mit ihnen unieren oder unieren wollen. Werden sie durch unser Disputieren gewonnen für das Wort der Wahrheit, dann sind sie mit uns eins geworden und werden schnell auch unsere Brüder heißen. Werden sie aber durch unser Zeugnis nicht gewonnen, sondern beharren bei ihrem Irrtum, so steht auch für uns das Wort des Apostels: „Weichet von denselbigen!“ Röm. 16, 17. K.

Pauli Lehrstellung.

„Aber durch Hilfe Gottes ist es mir gelungen, und stehe bis auf diesen Tag und zeuge beide dem Kleinen und Großen und sage nichts außer dem, das die Propheten gesagt haben, daß es geschehen sollte, und Moses: daß Christus sollte leiden und der Erste sein aus der Auferstehung von den Toten und verkündigen ein Licht dem Volk und den Heiden“, Apost. 26, 22. 23. Mit diesen in einer kritischen Stunde gesprochenen Worten gibt uns Paulus seine theologische Lehrstellung in nuce. Was wir ihn hier in seiner Verantwortung vor Festus und Agrippa mit der Bernice (Berenike) darüber sagen hören, ist dies: Pauli Lehrstellung ist die Lehrstellung der Propheten und Moses. Zentrum der Lehre Pauli ist, in Übereinstimmung mit den Propheten und Moses, kein anderer und kein anderes als Christus, und zwar der Christus, der da kommen sollte laut der Verheißung, durch die Propheten und Moses geschehen, der leiden und sterben, der aber auch zur Krönung seines ganzen Werkes von den Toten auferstehen sollte als der Erste aus der Auferstehung. Ja, dieser Christus, der als Leidender und Auferstandener den Juden und den Heiden ein Licht des Lebens verkündigen sollte, ist nach Pauli Selbstzeugnis Zentrum und Peripherie seiner Predigt; dieser Christus, wie die Propheten und Mose ihn verkündigt haben, wie er gekommen ist, wie er sich selbst Juden und Heiden als das Licht aus der Finsternis geoffenbart hat, ist es, in dem Pauli ganzes Reden, Lehren, Predigen und Schreiben aufgeht. Von Christo geht seine Lehre aus, zu Christo kehrt sie immer zurück. Und nicht bloß das; er redet von Christo in eben derselben Weise, der Sache wie dem Ausdruck nach, wie die Propheten und Moses von ihm geredet haben, wie Christus selbst von sich geredet hat. Der einzige Unterschied ist der: die Propheten und Moses redeten von dem, was in Christo geschehen sollte; Christus redete von dem, was durch ihn sich erfüllte und also im Werden begriffen war; Paulus endlich aber redet von dem Christus, der gekommen ist, und daher von dem, was durch Christum vollendete Tatsache geworden ist. Wer demnach entweder für seine Person wissen oder auch andern demonstrieren will, was Paulus gelehrt hat, der mag nach analytischem oder synthetischem Verfahren seine Untersuchungen anstellen, er mag mit Paulo anfangen und zum Vergleich die übrige Schrift heranziehen, wie es einst die Väter taten, oder umgekehrt erst die Propheten und Moses durchforschen, ja Christum selbst in seinen Worten zerlegen und darauf mit dem so Gewonnenen Paulum vergleichen, das Resultat wird und muß immer dasselbe sein: Paulus auf der einen Seite und die Propheten, Moses und Christus auf der andern Seite decken sich vollkommen. Pauli Theologie ist keine andere Theologie als die Theologie Christi und der ganzen Schrift. „Das Evangelium Pauli war und ist keine neue Lehre und Religion, sondern die uralte Wahrheit, die schon von Moses und den Propheten bezeugt ist.“ (Stöckhardt, Römerbrief, S. 12.)

Es kann uns demnach auch nicht im entferntesten beikommen, durch unsere Überschrift, „Pauli Lehrstellung“, auch nur im leisesten den Gedanken hervorrufen zu wollen, als ob wir dafür hielten, daß Paulus eine von der übrigen Schrift gesonderte Lehrstellung einnähme, ja daß nur im geringsten eine Möglichkeit einer Differenz zwischen Paulo und der übrigen Schrift oder gar zwischen Paulo und Christo zuzugestehen wäre. Dagegen aber sind wir uns dessen sehr wohl bewußt, daß der alte korinthische Geist mit seinen „persönlichen Anschauungen“ sich mit Macht in der Christenheit der letzten Tage erhoben hat, und wir hören bald hierher, bald dorthier die uralten Schlachtrufe: Hie Paulus! Hie Kephas! Hie Christus! (Vgl. 1 Kor. 1, 12.) Man gefällt sich vielerorts darin, Differenzen in der Lehre zwischen Paulo und der übrigen Schrift nachzuweisen, Lehrabweichungen zu konstatieren und ganz besonders einen gewaltigen Abstand zwischen der Lehre Jesu und der Lehre Pauli zu dekretieren. Man entblödet sich nicht, dem Apostel selbst das zur Last zu legen, daß er, sich dessen mehr oder weniger bewußt, mit Hintanzetzung der übrigen Lehren Jesu andere Lehren ungebührlich betont und, wie z. B. die Rechtfertigungslehre, durch eine philosophisch-religiöse Spekulation ausgesponnen habe, bis sie ihre Ähnlichkeit mit der „Urlehre“ Jesu verloren, ja schließlich wohl das gerade Gegenteil von dem besagen, was Jesus selbst gelehrt hat.

Für wirklich bibelgläubige Christen kann es kaum eine absurdere Verirrung des menschlichen Verstandes auf geistlichem Gebiet geben, als so Paulum in Widerspruch mit Christo und mit der ganzen übrigen Schrift zu setzen, wie unsere sogenannten wissenschaftlichen Theologen dies tun. Für wirklich bibelgläubige Christen steht das ein für allemal über allen Zweifel erhaben fest: „Alle Schrift (ist) von Gott eingegeben“ (2 Tim. 3, 16), auch die Schriften eines Apostels Paulus, der da redete „nicht mit Worten, welche menschliche Weisheit lehren kann, sondern mit Worten, die der Heilige Geist lehret“, 1 Kor. 2, 13, und dem ein Petrus nicht nur sein apostolisches Zeugnis zur Bestätigung gibt, sondern seinem Zeugnis auch noch gerade in Absicht auf Pauli Schriften das furchtbare caveat hinzufügt, indem er von Pauli Briefen schreibt: „In welchen sind etliche Dinge schwer zu verstehen, welche verwirren die Ungelehrigen und Leichtfertigen, wie auch die andern Schriften, zu ihrer eignen Verdammnis“, 2 Petr. 3, 16. Für wirklich bibelgläubige Christen gilt als höchster und letzter Grundsatz für alle Schriftauslegung: „Hat jemand Weissagung, so sei sie dem Glauben ähnlich“ (gemäß), Röm. 12, 7; das heißt: Die Schrift muß durch die Schrift ausgelegt werden. Die Schrift legt sich selber aus. In der Schrift gibt es daher keine Widersprüche. Die Widersprüche sind nur in unserer Vernunft. Sobald daher der natürliche Mensch, das heißt, die natürliche, unerleuchtete Vernunft, ihre Kunst an der Schrift beweisen will, oder sobald der Mensch meint, der Schrift nachhelfen zu

müssen, und nun seinen Verstand, seine Schlüsse in die Schrift hinein- trägt, so bald wird es alles Torheit, ja ein Monstrum. Der wirklich bibelgläubige Christ weiß es und fühlt sich gerade in dieser Wissen- schaft selig, daß zum rechten Verständnis und daher zur richtigen Be- urteilung der Schrift eine mehr als bloß menschliche Weisheit und Wissenschaft, mehr als natürlicher Scharfsinn nötig ist; daß dazu gehört die Weisheit aus Gott; daß es vom Geiste Gottes erleuchteter Augen des Verständnisses bedarf, der Erkenntnis von der Klarheit Gottes in dem Angesichte Jesu Christi, deren Hauptbedingung ist die Gefangen- nahme der Vernunft unter den Gehorsam Christi. (Vgl. 2 Kor. 10, 5.) Mit andern Worten, das Haupterfordernis im Menschen zur klaren und richtigen Beurteilung dessen, was uns die Schrift vorträgt, also auch Pauli Schriften, ist der Glaube, der wahre Herzensglaube an Jesum Christum. Denn die geistlichen Dinge, die Dinge der Schrift, „müssen geistlich gerichtet sein“; nur der Geistliche, der vom Geiste Gottes Wiedergeborene, kann sie also richtig erkennen; allein durch den Glau- ben wird der Mensch wahrhaft urteilsfähig in den Sachen des Wortes Gottes. Hohe wissenschaftliche Bildung, gründliche Sprachkenntnisse, Schärfe des Verstandes, überzeugende Kraft in der Beweisführung, das sind alles sicherlich nicht zu unterschätzende Gaben des menschlichen Geistes. Bis zu einer gewissen Grenze der äußerlichen Dinge, auch sofern diese die Schrift betreffen, mag ein Mensch mit solchen Gaben und Fertigkeiten etwas Vortreffliches leisten; aber zuletzt, wo das Urteil über die in den äußerlichen Mantel der Sprache, der Ge- schichte usw. eingekleideten göttlichen, geistlichen Dinge selbst ins Spiel treten muß, da wird es ohne Glauben alles schief werden; denn es wird alsdann das Urteil eines Blinden werden über ein Bild, das er nie gesehen, das Urteil eines Tauben von der Harmonie der Töne, die er nie gehört hat. Für bibelgläubige Christen ist es endlich eine unerschütterlich feststehende Wahrheit: „So kommt der Glaube aus der Predigt“, Röm. 10, 17, aus dem Gehör. Freilich, wer das nicht annimmt, daß „die heiligen Menschen Gottes haben geredet, getrieben von dem Heiligen Geist“, 2 Petr. 1, 21, wer das Wort der göttlichen Predigt nur als Menschenwort aufnimmt und nicht, „wie es denn wahrhaftig ist, als Gottes Wort“, 1 Theff. 2, 13, der kann so un- möglich zum Glauben kommen und im Glauben stehen. Will ein solcher gar ein öffentlicher Lehrer in der Kirche sein, so ist er doch bei aller Brillanz seiner Darstellungen nur ein unsicherer Führer, ein Irreleiter im Geistlichen.

Wie im höchsten Grade töricht also für einen bibelgläubigen Christen, von einer Lehrstellung Pauli im Gegensatz zur Lehre Christi und der übrigen Schrift zu reden! Ja, es ist das im Grunde ein ganz gottloses und entseßliches Beginnen. Denn was heißt das doch in seiner letzten Konsequenz? Es heißt die Schrift brechen, die doch nach Jesu eigenem Zeugnis nicht gebrochen werden kann, Joh. 10, 35. Es heißt

die Schrift als Gottes Wort gänzlich preisgeben; denn es gilt hier, die Schrift entweder ganz annehmen oder sie gar nicht haben. Es heißt ferner die Schrift zu einem menschlichen Machwerk stempeln, das menschliche Schwachheiten und Irrtümer zum Gepräge hat. Es heißt ferner dem christlichen Glauben sein Fundament entziehen und ihm den Sandgrund menschlicher Fündlein unterziehen, der von jeder Woge der falschberühmten Wissenschaft hinweggeschwemmt wird. Es heißt ferner den Glauben selbst verleugnen; denn wo man dem einigen Samen, aus welchem der Glaube gezeugt wird, dem Worte Gottes, seine in der Theopneustie begründete, befruchtende Kraft eben durch Leugnung dieser Theopneustie vernichtet hat, da ist weder Keim noch Frucht dieses Samens, da ist kein Glaube. Und endlich heißt es auch Paulum als einen elenden geistlichen Betrüger und Verführer brandmarken, der seine eigenen müßigen Spekulationen für die Lehre Jesu, für göttliche, ja von Gott eingegebene Wahrheit, für das einzige seligmachende Evangelium ausgegeben habe. Und hier ist es, wo wir uns mit den modernen theologischen Wissenschaftlern und Aritikern unsers Apostels auseinandersetzen. Wir gestehen zu, es sind unter den im breiten Strome der modernen Wissenschaftlichkeit Schwimmenden noch Leute, die noch Christen sein und die Bibel für Gottes Wort halten wollen. Aber wo fehlt es diesen Leuten? Sie haben vergessen, daß die Schrift nicht ein Tummelplatz ist, auf dem man die menschliche Vernunft spielen und ihre fraglichen Kunststücke beweisen lassen soll, sondern daß wir in ihr immer und überall den Kern, welcher ist Christus, suchen sollen. Solche mögen darum wohl zusehen, wo sie bleiben. (Vgl. Luther. III. 693. 695 ff.) Bei der großen Masse der heutigen wissenschaftlichen Theologen ist es aber dahin gekommen, daß sie das „Alle Schrift (ist) von Gott eingegeben“ stracks weg leugnen. Und mit solchen Menschen läßt sich dann im Grunde auf theologischem Gebiet einfach nicht mehr disputieren. Den einzigen Grund für wahrhaft theologische Erörterungen haben sie unter den Füßen weggegeben, dafür haben sie Systeme ihrer von der Hölle befruchteten Phantasie aufgeführt, in welchen sie sich mit mächtigem wissenschaftlichen Apparat verschanzt haben. Aber alle ihre noch so fein erspekulierten Systeme erweisen sich als eitel Luftschlösser, die oft schon der erste Windhauch einer die „öffentliche christliche Meinung“ mit sich forttragenden neuen theologischen Erfindung wie ein Nebel in nichts zerfließen macht. Luther sagt: „Wenn du solche Leute hörst, die so gar verblendet und verstrickt sind, daß sie leugnen, daß die Schrift Gottes Wort sei, so schweige stille, rede kein Wort mit ihnen.“ (IX, 1072.) Das mag ja nicht sehr wissenschaftlich klingen von unserm Vater Luther, aber es ist das wirksamste Argument gegen die Lasterer der Schrift. Die Leugnung der göttlichen Unantastbarkeit der Schrift läuft auf Selbstvergötterung hinaus, da wird das eigene Ich als Grundprinzip in Glaubenssachen dem Worte des lebendigen Gottes gegenübergestellt. Läßt man sich mit solchen Leuten in

eine Kontroverse ein, so muß der eine oder andere Teil eine *μετάβασις εἰς ἄλλο γένος* begehen, um den andern in die Enge zu treiben. Jene wagen sich nicht herüber auf unser Gebiet, auf den Boden der von Gott inspirierten Schrift; denn da wären sie ja von vorneherein verloren. Wir dagegen, die wir mit beiden Füßen in der Schrift stehen, haben uns nie gescheut, den Gegnern auf ihrem eigenen Felde entgegenzutreten. Immer und immer wieder ist gerade auch vor dem Forum der Vernunft die Absurdität ihrer Voraussetzungen, die flagrante Inkonsistenz ihrer Methoden, die nur zu oft bis ans Lächerliche grenzende Unsinnigkeit ihrer Schlussfolgerungen und somit die hoffnungslose Unhaltbarkeit ihrer Stellung nachgewiesen worden. Freilich bilden wir uns nicht ein, daß diese Feinde der Wahrheit sich je für überwunden erklären, der Wahrheit die Ehre geben und mit uns ihre Vernunft unter den Gehorsam Christi und seines Wortes gefangen geben werden. Der Teufel ist ein Tausendkünstler vor allem im Kampf gegen die Schrift. Und so wissen auch seine Vasallen allerlei Reiterstücklein und Manöver auszuführen. Sind sie in einer Position geschlagen, so wechseln sie ungeniert die Front, um nur um so erbitterter den Kampf fortzusetzen. Einmal muß Paulus eine in den grauen Nebel der Vorzeit eingehüllte mythische Person sein; aber auch die schärfste vernunft-gesunde Kritik aller vorliegenden Zeugnisse muß endlich die Person Pauli aus dem künstlich fabrizierten Nebel in ihrer ganzen Wirklichkeit hervortreten lassen. Läßt sich so die geschichtliche Persönlichkeit Pauli nicht weiter negieren, so wird seine geistige Befähigung überhaupt in Zweifel gezogen und nach allen Regeln der Kunst gezeigt, daß er weder in der Arithmetik, spezifisch in der Berechnung des Auszugs Israels aus Ägypten, noch in der gleichzeitigen Geschichte daheim gewesen sei. Und doch, wie erweist die unparteiische Untersuchung die Korrektheit der alttestamentgeschichtlichen Angaben Pauli! Und nun gar die zeitgenössische Geschichte! Selbst die Steine erheben heute laut ihre Stimme und bezeugen es jedem, der nur ihre Sprache verstehen will, wie so ganz Paulus ein Mann seiner Zeit gewesen ist und auch die tiefsten geistigen Bewegungen seiner Zeit erkannte und richtig beurteilte. Auf der Flucht vor der vernichtenden gerechten ultrapositiven Kritik haben sich die Verunglimpfter des Paulus endlich zurückgezogen in ihre letzte und vermeintlich stärkste Schanze, in die Verneinung der Identität der Lehre Pauli mit der Lehre Jesu. Man hat mit andern Worten sich zu der satanisch kühnen Behauptung erhoben, die man dann auch mit Hinzuziehung des ganzen, allerdings fälschlich gebrauchte Apparats der Philologie, Grammatik und Philosophie zu erhärten sucht, daß nämlich zwischen Paulus und Jesus in der Zentrallehre des Christentums, in der Lehre von der Rechtfertigung des Sünders vor Gott, ein geradezu diametraler Unterschied sei. Das heißt ja im Grunde nichts anderes, als dem Hauptapostel des Christentums das Christentum selbst absprechen. Damit aber haben die Widersacher selbst, bewußt oder unbe-

wußt, den Kampf hinübergespielt auf den Boden der Schrift. Denn nur die Schrift kann sagen und sagt, was Pauli und was Jesu Lehre sei. Subjektive Meinungen, philosophische Erörterungen, logisch sein wollende Deduktionen können über diese Frage: Wie stimmt Paulus mit Jesu und der ganzen übrigen Schrift? einfach nichts zutage fördern. Auf diese rein theologische Frage gibt es schlechterdings keine andere Antwort als die Gegenfrage: Was sagt die Schrift?

So treten wir denn mit dieser Arbeit nicht vor das Forum der menschlichen Vernunft. Wir halten uns in untern folgenden Erörterungen rein an das Grundprinzip aller wahren Theologie. Hier wieder dieses Grundprinzip wahrer Theologie abhandeln zu wollen, hieße Wasser ins Meer tragen, wäre ein Bemühen *ad nauseam usque*. Wir stehen hier davon ab. Wir wollen nur konstatieren, daß unser alles bestimmender Grundsatz ist, nicht die Schrift gegen die Schrift ins Feld zu führen, sondern die Schrift durch die Schrift zu erklären. Nicht so wollen wir ein Verständnis für Pauli Lehrstellung gewinnen, daß wir seine Schriften der übrigen Schrift gegenüberstellen. Wir würden so ebensowenig wie unsere sogenannten modernen Forscher das angestrebte Ziel erreichen. Schon die bloße Voraussetzung, daß sich Paulus überhaupt der übrigen Schrift, natürlich in divergierendem Sinne, gegenüberstellen ließe, wäre eine Beleidigung für die Würde und Autorität der Schrift überhaupt. Bei solcher Voraussetzung muß allemal der Schluß die Verirrung sein. Nein, nicht kontrastieren, sondern komparieren wollen wir, Paulum mit der übrigen Schrift vergleichen. Und so wird das Ergebnis unserer Arbeit das sein, daß unser Glaube an die Schrift gestärkt wird. Wir werden abermals erkennen, daß auch Pauli Wort wahrhaftig Gottes Wort ist, daß zwischen Paulo und der übrigen Schrift nirgends auch nur ein Schatten des Widerspruchs aufkommen darf, daß Paulus keine neue Religion gestiftet, keine neuen Glaubensartikel freiert hat, daß also vielmehr die Schrift, die ganze Schrift, zwar nicht für die Vernunft, aber für den Glauben ein großes Ganzes, ein harmonisches *non plus ultra* ist, das Großartigste, das Herrlichste, das Seligste, was wir armen Sünder haben, weil sie von Gott eingegeben ist und deshalb uns unterweist zur Seligkeit durch den Glauben an Christum Jesum.

Ehe wir jedoch auf die Erörterung der Lehrstellung Pauli weiter eingehen, dürfte es sich verlohnen, außer dem eingangs bereits angeführten noch einige weitere Selbstzeugnisse Pauli für seine Lehrstellung im allgemeinen einzuholen und flüchtig zu besehen. Freilich, für das Selbstzeugnis Pauli wird ja aus der übrigen Schrift die Erhärtung beigebracht werden müssen. Denn der Jünger ist nicht über seinen Meister, der von sich selber sagt: „So ich von mir selbst zeuge, so ist mein Zeugnis nicht wahr“, Joh. 5, 31. Wie Jesus sich für seine Messiaschaft auf das Zeugnis des Vaters berief und es erhielt, so muß auch Paulus, der sich für seine Lehrstellung auf Moses und die

Propheten, ja auf Christus selbst beruft, dies Zeugnis für sich haben. Haben wir demnach noch weiter Pauli Zeugnis von sich selbst gehört, so wollen wir dann einzelne Lehrstücke aufnehmen, Pauli Verstand derselben erkennen, eine Vergleichung derselben mit der übrigen Schrift anstellen und endlich mit Nachdruck dartun, daß Pauli Lehre die Lehre Jesu Christi ist, der da ist der Weg und die Wahrheit und das Leben.

W. Bröcker.

(Fortsetzung folgt.)

Die Assyriologie und das Alte Testament.

Die Ausgrabungen.

(Fortsetzung.)

Noch während seiner ersten Forschungsreise (1845—1847) hatte Layard in Kalah-Schergat, der Ruinenstätte der alten Reichshauptstadt Assur, am rechten Tigrisufer südlich von Ninive gelegen, Nachgrabungen begonnen. Infolge der fortwährenden Belästigungen und Überfälle der räuberischen Beduinen war jedoch an eine gründliche Untersuchung der gewaltigen Hügelmasse nicht zu denken. Die eilig vorgenommenen Grabungen an dem Westrande der Ruine brachten eine sitzende Figur in Lebensgröße, den König Salmanassar II. darstellend, zum Vorschein. Der Steinblock, auf dem die Figur sitzt, ist auf den Seiten mit Keilschrift beschrieben. Dazu kamen noch einige beschriebene Backsteine und Platten desselben Herrschers.

Viel bedeutender war die Entdeckung, die Layard in demselben Jahre in dem Hügel Ajuundschik machte. Die Ruine Ninives wollte Layard vor allen Dingen etwas genauer untersuchen. Als erfahrener Forscher machte er sich nun zunächst daran, die aus lufttrockenen Ziegeln erbaute Terrasse, die den assyrischen Bauten als Grundlage diente, aufzufinden. Nachdem er bis zu einer Tiefe von zwanzig Fuß den Schutt entfernt hatte, stieß er seinen Erwartungen gemäß auf dies Fundament. Nun ließ er an der Südwestecke des Hügel in derselben Tiefe Gräben nach verschiedenen Richtungen ziehen, um, wo möglich, auf Wände und Überreste eines Bauwerks zu stoßen. Auch hier hatte er Erfolg. Bald entdeckten seine Arbeiter eine Mauer, und nach viertägiger Arbeit waren neun große Zimmer von dem Palaste Sanheribs, des großen assyrischen Königs, der aus der biblischen Geschichte längst bekannt ist, erforscht.

Doch dies war nur ein geringer Anfang. Die späteren Forschungen Layards in der Trümmerstätte von Ninive führten zu Resultaten, von denen sich auch die lebendigste Phantasie wohl kaum hätte träumen lassen. Nach England zurückgekehrt, beschäftigte sich Layard zunächst mit der Ausarbeitung eines umständlichen Berichtes über seine bisherigen Ausgrabungen und Entdeckungen. Diese anziehende, fesselnde Schilderung

wurde mit solcher Begeisterung in England und in ganz Europa begrüßt, daß die britische Regierung sich entschloß, den assyrischen Ausgrabungen größere Aufmerksamkeit zu schenken und sie systematischer zu betreiben. Im Jahre 1849 erhielt daher Layard, der inzwischen einen diplomatischen Posten in Konstantinopel bekleidet hatte, eine dringende Einladung von dem Britischen Museum, sich wiederum auf die Ruinenfelder am Euphrat und Tigris zu begeben. Am 1. Oktober finden wir unseren Forscher in Begleitung seines treuen Gefährten Hormuzd Rassam in Bagdadisch. Reichlicher als bisher mit Geldmitteln versehen, konnte Layard mit einer Truppe von hundert Mann die Ausgrabungsarbeit fortsetzen und zwar widmete er seine Hauptaufmerksamkeit dem bereits entdeckten Sanheribpalast. Über siebzig Zimmer, Säle und Galerien wurden bloßgelegt. Die Bildwerke, die auch hier die Wände zierten, waren feiner ausgeführt und großartiger angelegt, zeigten auch eine größere Mannigfaltigkeit als die in den früher aufgefundenen assyrischen Palästen. Neben den üblichen Schlacht-, Belagerungs-, Jagdszenen u. dgl. traten uns hier Hunderte von Gestalten fremder Nationen entgegen, die sich durch ihren besonderen Typus und ihre besondere Tracht kennzeichneten. Der assyrische Künstler hat es verstanden, uns das wirkliche Leben und Treiben, die Gebräuche und Sitten unterworfenen Länder vor die Augen zu führen. „Es ist unmöglich, alle die Einzelheiten dieser naturgetreuen Darstellungen aufzuzählen. Ohne ein einziges Keilschriftzeichen (die natürlich auch hier neben den Bildern erscheinen) lesen zu können, lernte man die Hauptereignisse aus Sanheribs Regierung kennen, und durch bloßes Studium dieser bilbergeschmückten Wände ward man vertraut mit den Sitten und Gewohnheiten der alten Assyrier und gewann zu gleicher Zeit einen klaren Einblick in die gesamte Natur Westasiens.“ Ein Bild und eine Inschrift verdienen hier besondere Erwähnung. Auf erhabenem Thron und angetan mit kostbaren Prunkgewändern sitzt der assyrische König. In einiger Entfernung wüthet eine Schlacht. Assyrische Krieger, Speerwerfer, Schleuderer und Bogenschützen machen einen heftigen Angriff auf eine Stadt, deren Bewohner sich aber hartnäckig verteidigen. Ein Teil der Stadtmauer ist bereits gefallen und ein Teil der Feinde in die Hände der Assyrier geraten. Einige der Gefangenen werden entweder lebendig gepöbelt oder geschunden (eine gewöhnliche assyrische Strafe), während an anderer Stelle ein langer Zug von Kriegsgefangenen, Kamelen und Karren mit Frauen, Kindern und Beute beladen, sich aus dem Stadttor bewegt und dem Monarchen entgegengeht. Die ganze Darstellung wird durch die über dem Haupt des Königs befindliche Überschrift erklärt. Da steht nämlich zu lesen: „Sanherib, der König der Welt, König von Assyrien, saß auf einem Throne und musterte die Beute der Stadt Lachisch.“ Die Wichtigkeit dieser Mitteilung wird erst im Zusammenhang mit der biblischen Erzählung recht klar. 2 Kön. 18, 13 f. lesen wir: „Am vierzehnten Jahr aber des Königs Hiskia zog Sanherib, der König von Assyrien, wider alle festen Städte Judas heran und nahm

sie ein. Da sandte Hiskia, der König von Juda, Boten an den König von Assyrien nach Lachisch und ließ ihm sagen: „Ich habe mich vergangen“ usw.

Doch es sollte unserm Forscher in den Trümmern dieses Sanheribpalastes (des sogenannten Südwestpalastes von Kujundschik) eine ganz einzigartige Entdeckung beschieden sein, eine Entdeckung, die für die Entzifferung der Keilschrift und für die Begründung und Entwicklung der assyriologischen Wissenschaft von unschätzbarem Werte sein sollte. Während seiner Ausgrabungen in den Ruinen dieses Palastes stieß Layard eines Tages auf zwei aneinanderstoßende Gemächer. Sie schienen jedoch keine wertvollen Altertümer zu enthalten, zumal da die Reliefplatten an den Wänden fast völlig zerstört waren. Als aber Layard den Schutt aus den Räumen entfernen ließ, da fand er zu seinem nicht geringen Erstaunen, „daß der Fußboden einen Fuß hoch oder mehr ganz mit Keilschrifttafeln aus gebranntem Ton bedeckt war, von denen etliche unversehrt, die meisten aber in viele Stücke zerbrochen waren“. Layard hatte hiermit einen Teil der großen königlichen Bibliothek von Ninive entdeckt. Der andere Teil wurde später von Rassam in dem Nordpalast Asurbanipals in Kujundschik zutage gefördert. Dem letztgenannten König hat die Welt diese wertvolle Sammlung assyrischer und babylonischer Schriften zu verdanken. Daß ein Teil der Bibliothek in dem Palast Sanheribs untergebracht war, erklärt sich daraus, daß Asurbanipal, der Enkel Sanheribs, den Palast seines Großvaters neu umbaute und ihn eine Zeitlang zu seiner Residenz machte. Asurbanipal, der sich in seinen Annalen rühmt, in der „Weisheit Nebos und in der gesamten Tafelschreibkunst“ unterrichtet zu sein, kommt für uns nicht sowohl als Krieger und Eroberer als vielmehr als Schirmherr und Förderer babylonischer Wissenschaft in Betracht. Als solcher machte er es sich zur Aufgabe, die in den Tempelbibliotheken babylonischer Städte (Kutha, Erech, Babylon, Nippur u. a.) befindlichen Schriftdenkmäler durch seine Abschreiber kopieren und in seine Bibliothek sammeln zu lassen. Diese Bibliothek bestand aus zirka 30,000 Tafeln von verschiedener Größe, indem die kleinsten kaum mehr als einen Zoll, die größten bis zu fünfzehn Zoll lang sind.

Was den Inhalt dieser großartigen Schriftenammlung anbetrifft, so lassen wir darüber die Worte Hilprechts folgen: „Their (the tablets) contents are as varied and different as the forms and sizes of the fragments themselves. There are historical records and chronological lists, which make us acquainted with the chief events and the number of years of the governments of many Assyrian kings; there are astronomical reports and observations, mathematical calculations, tables of measures, of length, of capacity, which reveal to us a branch of science in which the Babylonians and Assyrians excelled all other nations of the ancient world; there are hundreds of hymns and psalms, prayers and oracles, mythological texts and incantations, in their poetical expression . . . often not inferior to the best

Hebrew poetry; there are letters and addresses from kings and ministers, officers and private persons, which deal with military expeditions, the revolts of subdued enemies, the payment of tribute, the administration of provinces, the repairing of buildings, the digging of canals, the purchase of horses, the complaints of unjust treatment or taxation, the transport of winged bulls, the calling in of a physician to prescribe for a lady of the court, and many other interesting details. By far the larger mass of the tablets treat of astrology, and of the subjects of medicine and religious observations so closely connected with this pseudo-science. Not the least important tablets in the whole collection are those lists of cuneiform signs and syllabaries, lists of months, plants, stones, animals, temples, gods, cities, mountains, countries, etc., lists of synonyms, verbal forms, and other grammatical exercises . . . which form the chief source for the reconstruction of the Assyrian grammar and lexicon."¹⁾ „Die Assyriologie verdankt diesem König (Assurbanipal) ihren bedeutendsten und wertvollsten Schatz, die allgemeine Menschheitsgeschichte ein Monument vielseitigen, unschätzbaren Wertes.“²⁾

Von den andern Ergebnissen dieser zweiten Forschungsreise haben wir bereits früher berichtet. Es wäre nur noch hinzuzufügen, daß Layard eine ganze Reihe anderer Hügel in Assyrien flüchtig untersuchte und ihren assyrischen Ursprung feststellen konnte. Von seinen Forschungen im Süden des Landes, die ziemlich planlos und oberflächlich unternommen wurden und daher auch ohne nennenswerte Resultate verliefen, wollen wir absehen. Um aber eine Vorstellung zu gewinnen von dem Gesamterfolg dieser zweiten Expedition (1849—1851), brauchen wir nur darauf hinzuweisen, daß Layard mehr als 120 Kisten voll Bildwerke, Tontafeln und anderer Altertümer nach Bagdad schicken konnte, um die Funde vor ihrer Überführung nach England von Rawlinson einer Musterung unterziehen zu lassen. Im April des Jahres 1851 verließ Layard das Land der zwei Ströme, um die Ruinen von Ninive und Babel nie wieder zu sehen. Doch bewahrte er stets ein reges Interesse für die assyrische Altertumsforschung, in der er trotz der Erfolge späterer Forscher unbestritten den ersten Platz behauptet.

Layards Arbeit wurde fortgesetzt durch den schon erwähnten Hormuzd Rassam, der als Eingeborener von Mosul nicht nur mit der Sprache und dem Charakter der Araber wohl vertraut war, sondern auch als der Mitarbeiter Layards viel Erfahrung in der Ausgrabungsarbeit gesammelt hatte. In ihm hatten die Autoritäten des Britischen Museums einen sehr passenden Mann gewählt, um die Durchforschung der Ruinenhögel erfolgreich weiterzuführen. Seine Tätigkeit erstreckte sich vom Herbst 1852 bis April 1854; und wenn sie auch nicht von so phänomenalem Erfolg gekrönt wurde wie die Layards, so ist doch auch

1) *Explorations in Bible Lands*, p. 122.

2) Deltzsch, *Geschichte Babyloniens und Assyriens*, S. 229.

durch sie die Assyriologie um ganz bedeutende Schätze bereichert worden. An drei Punkten stellte Rassam Nachforschungen an: in Kalah-Schergat, Nimroud und Kujundschik, wo Layard bereits früher gegraben hatte. Ebensovienig wie Layard konnte Rassam in der ausgedehnten Ruine von Kalah-Schergat irgendwelche Spuren von Palästen oder Tempeln entdecken, wiewohl er gründlicher zu Werke ging als sein Vorgänger. Keine Wand, keine Mauer kam zum Vorschein. Rassam erklärt sich diesen Umstand mit folgenden Worten: "Judging from my experience in other localities where ancient Assyrian and Babylonian buildings have been found, I do not believe that there is any standing structure left in Kalah-Schergat, but that all the ancient palaces or temples that once existed there must have been utterly and intentionally destroyed by an enemy, and not burned down, as was the case with the palaces at Khorsabad, Kujundschik, and Nimroud."³⁾ Daß aber auch hier wie anderwärts einst assyrische Bauten gestanden hatten, zeigten die Fragmente von Basreliefs, Löwen- und Stierkolossen und andere Überreste, die zutage gefördert wurden. Doch waren die Bemühungen Rassams in dieser Ruine nicht ganz erfolglos. Ungefähr zehn Fuß unter der Oberfläche fand der Forscher nämlich zwei gebrannte Tonprismen mit den Annalen Tiglath-Pileasars I., die zu den ältesten historischen Inschriften Assyriens gehören. Allerdings hatte Layard schon ein Jahr zuvor ein Exemplar derselben Annalen gefunden; aber die von Rassam aufgefundenen waren in weit besserem Zustande. "These three cylinders," sagt Rassam, "were found placed about thirty feet apart, at three corners of an almost perfectly square platform. They were buried in solid masonry on the same level, and so I fully expected that we should find the fourth in the other corner; but though I dug away and examined the whole structure, I could find no trace of another cylinder."⁴⁾ Bald nach ihrer Entdeckung sollte diese 811 Zeilen umfassende Inschrift als Brüststein dienen für die Zuverlässigkeit und Korrektheit der Keilschriftentzifferung, indem vier Assyriologen (Rawlinson, Hinds, Talbot und Oppert) sie unabhängig voneinander übersehten, und zwar mit wesentlich demselben Resultat. Darauf werden wir am passenden Ort zurückkommen.

Auch in Nimroud machte Rassam einige neue Entdeckungen. Vor allen Dingen wäre hier zu nennen der Tempel des babylonischen Gottes Nebo mit nicht weniger als sechs großen Bildsäulen des Gottes selbst. Nebo nahm eine sehr hervorragende Stellung in dem babylonischen Pantheon ein. Er ist der Gott der Weisheit, der Lehrer der Götter und Menschen, der Schöpfer der Tafelschreibekunst. In zahlreichen Personennamen kommt dieser Name als Bestandteil vor, z. B. Nebuchadnezzar, Nabopolassar, Nabonidus, Nabuzaradan u. a. m., ähnlich wie El bei den Hebräern oder Theos bei den Griechen. Interessant ist in diesem Zusammenhang, daß der Prophet Jesaja in seiner Weis-

3) *Asshur and the Land of Nimrod*, p. 20 sq.

4) l. c., p. 20.

sagung vom Sturze Babels neben Bel auch des Nebo und seiner Bildsäulen gedenkt. „Gestürzt ist Bel, es krümmt sich Nebo; ihre Bildsäulen sind den Tieren und dem Lastvieh zugefallen. Die vorher von euch Umhergetragenen sind aufgeladen, eine Last für müdes Lastvieh“, Kap. 43, 1. 2. In einem angrenzenden Zimmer stieß Rassam auf eine gut erhaltene Stele des Königs Schamschi-Adads IV., „Adad ist meine Sonne“ (823—812 v. Chr.), die den König in Lebensgröße darstellt, während die am Rande befindliche Inschrift einen Bericht über seine Feldzüge enthält. Auch in dem früher entdeckten Zentralpalast von Nimroud grub Rassam weiter nach, ohne jedoch bedeutende Altertümer zu finden, abgesehen von den Bruchstücken eines beschriebenen schwarzen Obeliskten Asurnazirpals II.

Seine Hauptaufmerksamkeit richtete Rassam auf das Trümmerfeld des alten Ninive, auf den Hügel Kujundschik, der nur teilweise von Layard untersucht worden war. Etwa zweihundert Fuß nördlich von dem Sanheribpalast, der von Layard bloßgelegt wurde, fand Rassam etwa fünfzehn Fuß unter der Oberfläche einen großen weißen Obelisk, der eine Höhe von neun Fuß hatte und mit Basreliefs und einer Inschrift bedeckt war. Auch dies Monument sollte die Heldentaten Asurnazirpals verherrlichen und bereichern. Indem wir von andern, geringeren Funden absehen, wollen wir nun zu dem Hauptergebnis der Forschungen Rassams übergehen, nämlich zu der Entdeckung des Palastes Asurbanipals, des letzten großen assyrischen Königs. Der nördliche Teil des Hügels Kujundschik war noch völlig unberührt geblieben, und Rassam vermutete, daß gerade an dieser Stelle bedeutende Erfolge zu erzielen wären. Große Schwierigkeiten standen ihm aber hier entgegen, namentlich die eifersüchtige Rivalität der Franzosen. Aber Rassam mußte alle Hindernisse mit charakteristischer Schlaueit zu überwinden. Nachdem er durch einige Versuchsgräben, die er unter dem Deckmantel der Nacht hatte ziehen lassen, sich von dem Vorhandensein eines assyrischen Palastes in jenem Teile des Hügels überzeugt hatte, legte er alle Furcht vor französischem Einspruch nieder und setzte seine Forschungen bei hellem Tage fort, „because it was an established rule that whenever one discovered a new palace, no one else could meddle with it, and thus, in my position as the agent of the British Museum, I had secured it for England.“⁵⁾ Wir können den Forscher nicht in alle Gemächer und Räume dieses Riesenbaues begleiten, um etwa eine detaillierte Beschreibung derselben zu geben. Dafür müssen wir auf Rassams Buch selbst verweisen. Folgendes jedoch glauben wir dem Leser nicht vorenthalten zu sollen. Die Wandverzierungen des Asurbanipalpalastes repräsentieren ohne Zweifel die Glanzperiode der assyrischen Kunst. Die mannigfaltigen Jagdszenen in dem sogenannten „Löwenzimmer“ haben allgemeine Bewunderung und das einstimmige Lob aller Sachverständigen hervorgerufen. Die Tiere, Löwen und Pferde, sind so

5) I. c., p. 26.

realistisch und naturgetreu dargestellt, daß sie auch einem modernen Künstler Ehre machen würden. Namentlich hat man die sterbende Löwin bewundert, die, von drei Pfeilen durchbohrt, in ohnmächtiger Wut und unter furchtbaren Qualen sich vergeblich abmüht, den bereits zusammengebrochenen Hinterkörper nachzuschleppen. Doch die Bedeutung dieses „Löwenzimmers“ liegt nicht sowohl in dem kunstvollen Bilderschmuck seiner Wände als vielmehr in den Tausenden von Tonstafeln, die auf dem Boden desselben ausgegraben wurden. Dies Zimmer war nämlich Bildergalerie und Bibliothek zugleich. Rassam entdeckte hier die andere Hälfte der schon beschriebenen Schriftensammlung des Asurbanipal, darunter auch den babylonischen Sintflutbericht, der nach seiner Entzifferung großes Aufsehen in Europa erregte. Dazu kam auch ein großes Prisma aus gebranntem Ton, „das leider bald an der Luft zerbröckelte, jedoch kurz darauf durch die Bruchstücke eines zweiten ersetzt wurde“. Es waren dies Duplikate der Annalen Asurbanipals, die ein helles Licht auf die assyrische Geschichte der damaligen Zeit werfen. Die Kämpfe und Siege, die der Monarch in dieser Urkunde erzählt, treten uns auch in Reliefdarstellungen an den Wänden seines Palastes entgegen, und zwar in der Weise, daß die Feldzüge gegen verschiedene Völker in ebensoviele verschiedenen Zimmern besonders zur Darstellung kommen. Dies fiel dem Ausgräber Rassam sofort auf, so daß er die einzelnen Räume je nach dem Bilderschmuck an den Wänden als „The Babylonian Room“, „The Susiana Room“, „The Arab Room“ bezeichnete. Außerdem legte Rassam natürlich noch eine große Menge anderer Räumlichkeiten bloß, wiewohl dieser Palast bis auf den heutigen Tag noch nicht völlig untersucht worden ist. Mangel an Geldmitteln nötigte Rassam, nachdem er drei Monate die Arbeit in diesem kolossalen Bauwerk fortgesetzt hatte, seine arabischen Arbeiter zu entlassen und nach England zurückzukehren. Noch in demselben Jahre (1854) erhielt er die Aufforderung vom Britischen Museum, sich wiederum zum Schauplatz seiner früheren Tätigkeit zu begeben und die Ausgrabungen weiterzuführen. Die Annahme einer politischen Stelle in Aden hinderte ihn jedoch, dieser Aufforderung Folge zu leisten.

Indem wir uns nun den Forschungen im südlichen Teile des Euphrat-Tigris-Gebietes zuwenden, müssen wir zunächst der Arbeiten von William Kennet Loftus gedenken. Loftus machte zwar keine ähnlichen epochemachenden Entdeckungen in den babylonischen Hügeln wie Layard und Botta in den assyrischen Ruinen im Norden. Trotzdem können wir nicht mit Stillschweigen an seiner Arbeit vorübergehen. Leider war dieser Forscher nur von dem einen Gedanken beseelt, staunenerregende Kunstschätze und Bildwerke für das Museum zu gewinnen, statt geduldig und methodisch nach den viel wichtigeren inschriftlichen Schätzen zu suchen, die in den Ruinen verborgen liegen möchten. Er begann seine Arbeit in der gewaltigen Ruine von Warfa oder Uruk, dem biblischen Erech, Gen. 10, 10. Die Trümmer von Warfa, die einen Umfang von sechs Meilen haben und von einem

stellenweise noch fünfzig Fuß hohen Erdwall umschlossen sind, bilden die ausgedehnteste und zugleich die ödste und traurigste Ruinenmasse in der ganzen babylonischen Tiefebene. Hilprecht erklärt, daß keine Expedition an die systematische Ausgrabung von Warfa denken sollte, wenn ihr nicht ein Kapital von \$500,000 zur Verfügung stände; und dabei würden etwa fünfzig Jahre zur Ausführung der Arbeit erforderlich sein! Beiläufig gesagt, sieht man hieraus, wieviel noch in den babylonischen Ruinenhöfen zu tun ist. Loftus beschäftigte sich drei Monate im Jahre 1854 mit der Erforschung von Warfa, „scharfte hier ein wenig und da ein wenig“, um, wo möglich, mit dem geringsten Aufwand von Geld und Zeit die ersehnten Kunstwerke zu finden. Nach seinem eigenen Urteil darf „Warfa als unerforscht gelten“. Was demnach noch unter diesen Trümmern verborgen liegt, wird vielleicht einmal eine künftige systematische Untersuchung enthüllen. Doch was hat die kurze Tätigkeit unsers Forschers hier für Resultate erzielt? In dem südöstlichen Teile der Ruine fiel Loftus ein pyramidenförmiger, hundert Fuß hoher Hügel auf, der alle andern im ganzen Komplex an Höhe überragte. Diesem schenkte Loftus naturgemäß seine Aufmerksamkeit. Es war dies der Tempelturm, wie sich ein solcher in jeder babylonischen und assyrischen Stadt befand. Er stammt aus der Zeit des altbabylonischen Königs Ur-Gur (um 2700 v. Chr.), dessen Namen man in den Bausteinen eingestempelt fand. Merkwürdig an diesem Bau ist die Tatsache, daß in bestimmten Abständen Schilfmatten zwischen die Schichten ungebrannter Ziegelsteine gelegt sind, weshalb die Araber das Bauwerk „Butverije“ nennen, das ist, „Rohrschicht“.

Etwa tausend Fuß von diesem Stufenturm entfernt erregte ein anderes großes Bauwerk Loftus' Aufmerksamkeit. Es war auf einer fünfzig Fuß hohen künstlichen Terrasse erbaut und hatte eine Länge von 246 und eine Breite von 174 Fuß. Ein Teil der Südwestfassade war noch 25 Fuß hoch. Nachdem Loftus den Eingang in dieses merkwürdige Gebäude gefunden hatte, durchforschte er eine Anzahl von Zimmern und Gängen, ohne jedoch die erwünschten Bildwerke und Kunstgegenstände zu entdecken. Die Räume waren möglichst verschieden an Gestalt und Größe, die Wände außerordentlich dick. Die zu diesem Bau verwendeten Ziegel trugen entweder einen „tief eingedrückten dreieckigen Stempel auf der Unterseite“ oder waren „mit einem rechteckigen Stempel von dreizehn Zeilen äußerst kleiner Keilschrift“ versehen. Den eigentlichen Charakter des Gebäudes konnte aber Loftus nicht feststellen.

So hat Loftus noch an einigen andern Stellen der Ruine gegraben, aber seine Hoffnungen, auf herrliche Altertümer und Kunstschätze zu stoßen, blieben unerfüllt. Doch waren seine Bemühungen nicht ganz fruchtlos. Davon abgesehen, daß wir ihm die erste genauere Kunde der babylonischen Architektur verdanken, hat Loftus auch einige wichtige literarische Dokumente ans Licht gebracht. Davon seien hier erwähnt etwa hundert sogenannte Kontrakttafeln aus der Neubabylonischen, persischen und sogar aus der seleukidischen Zeit, woraus wir sehen, daß die

Keilschrift noch nach den Tagen Alexanders des Großen in Babylonien im Gebrauch gewesen ist.

Die flüchtige Untersuchung der etwas östlich von Warfa gelegenen Ruine von Senkere führte zur Identifizierung dieser altbabylonischen Stadt mit dem biblischen Ellasar (Classar), Gen. 14, 1, wodurch, wie in vielen andern Fällen, ein wichtiger Beitrag zur biblischen Geographie geliefert wurde. In dem Tempel des Sonnengottes fand Loftus nämlich zahlreiche Inschriften, woraus man unter anderm sah, daß die Stadt im Babylonischen Larša hieß, ein Name, in dem das erwähnte Ellasar ganz allgemein wiedergefunden wird. Auch dürfte es nicht ohne Interesse sein zu hören, daß der ebenfalls Gen. 14, 1 erwähnte Amraphel an der Wiederherstellung des zum Sonnentempel von Larša gehörigen Tempelturmes beteiligt gewesen ist. Das gilt auch von dem letzten König der neubabylonischen Dynastie, Nabonidus (556—539 v. Chr.). Beide Namen fanden sich auf den aufgefundenen beschriebenen Ziegelsteinen. Auch der große König Nebuchadnezzar war mit dem Umbau und der Wiederherstellung des Sonnentempels zu Larša tätig gewesen.

Unter den von Loftus in Senkere und andern Ruinen zutage geförderten Tontafeln befanden sich sehr viele, die mit einer Umschlagshülle umgeben waren. Es sind dies die schon erwähnten Kontrakttafeln, die jetzt zu Tausenden aufgefunden worden sind und uns einen klaren Einblick gewähren in das Getriebe des geschäftlichen Lebens der alten Babylonier. Jene äußere Tonhülle diente einem sehr wichtigen Zwecke. Sie trug ganz genau dieselbe Inschrift wie die von ihr umschlossene Urkunde, so daß also bei jeder bedeutenderen geschäftlichen Transaktion der Vertrag in vier Abschriften ausgefertigt wurde. Jede der kontrahierenden Parteien erhielt eine Urkunde mit der sie umgebenden Tonhülle. Sollte nun die eine Partei etwa auf Betrug und Fälschung bedacht sein, so war ihr jeder Verfälschungsversuch durch die umgebende Hülle unmöglich gemacht. Dem Original konnte der Fälscher nicht beikommen; schöpfte man hingegen Verdacht, er habe den sichtbaren Wortlaut irgendwie verändern wollen, so zerbrach man das Doppeltäfelchen vor Zeugen entzwei und prüfte, ob die untere Schrift mit der oberen übereinstimme oder nicht.

Infolge einer Überschwemmung des Euphrat, die die ganze Umgebung von Senkere bald in einen großen Sumpf verwandelte, mußte Loftus notgedrungen seine Arbeit einstellen und die südbabylonischen Ruinenhügel verlassen, „deren wirklichen Charakter und Inhalt er zuerst der gelehrten Welt erschlossen hat“.

Eine französische Expedition, die im Jahre 1852 unter der Leitung von Fresnel und Oppert (einem gebornen Deutschen) unternommen wurde und sich Babel und Umgegend zum Schauplatz ihrer Tätigkeit auswählte, konnte zwar keine reiche Ausbeute an Inschriftenfunden und Kunstgegenständen ans Tageslicht fördern, war aber reich an topographischen Ergebnissen. Auch war den Forschern noch das tragische

Mißgeschick bechieden, daß sämtliche Antiquitäten, die sie gesammelt und gekauft und die sie, in Kisten verpackt, nach Basra schicken wollten, um sie von da durch ein französisches Schiff nach Europa überführen zu lassen, in den schlammigen Fluten des Tigris etwas oberhalb des Zusammenflusses mit dem Euphrat zugrunde gingen.

Bedeutender und erfolgreicher waren die Forschungen J. E. Taylors, die in Mugaijjar („mit Pech gemauert“) im Jahre 1854 vorgenommen wurden. Diese Ruine liegt am rechten Ufer des unteren Euphrat und besteht aus einer Anzahl ovalförmiger Hügel mit einem Gesamtumfang von etwa 3000 Yards. Schon früher war diese einsame Trümmermasse oberflächlich untersucht worden. Pietro della Valle hatte bereits im Jahre 1625 einige Ziegelzylinder und einen beschriebenen Backstein, die er hier auf der Oberfläche fand, nach Europa gebracht. Auch hatte er schon die richtige Vermutung aufgestellt, daß ein Stern mit acht Strahlen, der auf den Steinen zu sehen war, das Zeichen für „Gott geweiht“. Aber es blieb Taylor vorbehalten, den eigentlichen Charakter und Inhalt dieser Ruinen der Welt zu erschließen. Am nördlichen Ende der Masse erhebt sich auf einer Plattform aus ungebrannten Ziegeln das Hauptbauwerk der ganzen Trümmerstätte. Es erreicht eine Höhe von etwa 70 Fuß, ist 198 Fuß lang und 133 Fuß breit. Die vier Ecken zeigen nach den vier Himmelsgegenden, ein Charakteristikum aller babylonischen Bauten. Taylor konnte bei der Untersuchung dieses Stagenturms nicht nur dessen Bauart genau feststellen, sondern er machte auch einige für die Geschichte und insonderheit für die biblische Geschichte höchst bedeutsame und wertvolle Entdeckungen. Indem er an der Südwestecke des oberen Stockwerks nachgrub, fand er etwa sechs Fuß unter der Oberfläche einen beschriebenen Tongylinder, der in einer durch das Auslassen eines Backsteines entstandenen Nische in der Mauer aufbewahrt war. Eine ähnliche Untersuchung der Nordwestecke führte zu demselben Resultat. Diese Entdeckung brachte unsern Forscher auf den Gedanken, daß höchstwahrscheinlich die beiden andern Ecken des Baues ähnliche Denksteine enthielten. Und seine Vermutung bestätigte sich. Damit war die überaus wichtige Tatsache festgestellt, daß die Erbauer babylonischer Tempel und Paläste Gedenkzylinder in den vier Ecken der von ihnen errichteten Bauwerke niederlegten. Doch was stand auf diesen Zylindern von Ton geschrieben? Bald nach ihrer Entdeckung konnte Rawlinson (der Schlüssel zur Keilschriftentzifferung war um diese Zeit gefunden) der Welt bekanntmachen, daß die längst vergessene alte Stadt Ur, die Vaterstadt Abrahams, sozusagen aus dem Grabe der Jahrtausende erstanden sei. Wie völlig die Lage von Ur der Vergessenheit anheimgefallen war, kann man daraus sehen, daß schon die Septuaginta mit dem Namen nichts anzufangen wußte, indem sie in der Geschichte Abrahams den Erzbater Israhels einfach aus dem Lande Chaldäa (*ἐκ τῆς χώρας τῶν Χαλδαίων*, Gen. 11, 31; 15, 11) kommen läßt.

Doch auch noch in anderer Weise waren die aufgefundenen Urkunden für die Geschichte, und zwar wiederum in erster Linie für die biblische Geschichte, von großer Wichtigkeit. Wir haben schon in dem einleitenden Artikel dieser Serie darauf hingewiesen, daß der Wert der Tontafelfunde nebst der Erweiterung des allgemeinen geschichtlichen Horizonts, die wir ihnen verdanken, auch darin besteht, daß sie die Geschichtlichkeit mancher früher für sagenhaft erklärten Persönlichkeiten und Tatsachen retten. In die Kategorie der letzteren wurde auch der Dan. 5 erwähnte Belsazar verwiesen. Dies wird niemand mehr zu tun wagen; denn auf allen vier von Taylor entdeckten Urkunden findet sich am Schluß ein Gebet für das Wohlergehen des ältesten Prinzen, Bel-schar-uzur, das ist, „Bel schütze den König“, der als Mitregent seines Vaters Nabuna'id (Nabonidus) von Chrus besiegt und bald nach der Eroberung Babels ermordet wurde. Somit war also der in der außerbiblischen Geschichte so lange vergeblich gesuchte Belsazar in der Mitte des neunzehnten christlichen Jahrhunderts unter den Trümmern Babyloniens wiedergefunden.

Der Bau, der diese Dokumente enthielt, war der berühmte Tempel des Mondgottes Sin, dessen Name vielleicht in Sinai wiederkehrt; denn es steht der Annahme nichts im Wege, daß dieser Berg der Sitz des babylonischen Sin- oder Mondkultus gewesen ist.

Auch die Ruinen von Muquajjar, wenn auch bei weitem nicht so umfangreich wie viele andere Trümmerfelder Babyloniens und Assyriens, sind bis auf den heutigen Tag nur zum geringsten Teile durchforscht. Ohne Zweifel sind noch viele Schätze in dem Schutt dieser altberühmten babylonischen Stadt vergraben. Hilprecht nimmt an, daß eine zwanzigjährige Arbeit mit einem Kostenaufwand von \$200,000 zur gründlichen Durchforschung der Hügelgruppen von Muquajjar erforderlich seien.

Direkt südlich von Ur liegt die Ruine von Abu-Schahrain. Auch hier fand Taylor den Tempelturm der Stadt. Aus Backsteinen in der Umfassungsmauer konnte erwiesen werden, daß dies die alte Stadt Eridu war, die in dem babylonischen Sintflutbericht vorkommt. Merkwürdig ist hier die Tatsache, daß, während in andern babylonischen Ruinen kein natürliches Gestein als Baumaterial gefunden wird, in Abu-Schahrain „Sandstein, Granit und Marmor in reichem Maße“ Verwendung fand. Von minder wichtigen Einzelheiten in den Forschungen Taylors wollen wir des Raumes wegen absehen. Es sei nur noch erwähnt, daß seit der Untersuchung Taylors Abu-Schahrain von keinem europäischen oder amerikanischen Forscher wieder besucht worden ist, wenn auch da wie anderwärts die Ausgrabungsarbeit noch lange nicht vollendet ist.

Mit den Forschungen von Sir Henry Rawlinson, dem genialen Entzifferer der großen dreisprachigen Inschrift von Behistun, kommt die erste Periode der babylonischen Ausgrabungen zum Abschluß. Schon lange hatte Rawlinson den Wunsch gehegt, die Ruine von Birz (Nim-

roud) mit ihrer hochragenden Spitze einer genaueren Untersuchung zu unterwerfen. Endlich, kurz vor dem Ende seiner rühmlichen Laufbahn im Orient, im Jahre 1854, konnte er diesen Wunsch erfüllen. Im Auftrage des Britischen Museums ließ er zunächst durch einen intelligenten und zuverlässigen jungen Türken die eine Seite bloßlegen. In zwei Monaten wurde dieser Auftrag ausgeführt. Dann erschien Rawlinson, um persönlich die Nachforschungen weiterzuführen. In der Überzeugung, daß an den beiden freigelegten Ecken der Wand die üblichen Gedenksylinder zu finden seien, machte er sich daran, diese zu finden. Er instruierte also seine Leute, an den bloßgelegten Ecken die Ziegelsteine einen nach dem andern sorgfältig wegzunehmen, bis sie die zehnte Ziegelschicht „über der Sockelfläche des Stockwerks erreicht hätten“. Bald darauf wurde Rawlinson von seinen Arbeitern nach der Südecke gerufen, wo die Arbeiter die bezeichnete Grenze erreicht hatten. „No sooner had the next layer of bricks been removed than the workmen called out there was a *khazeneh*, or ‘treasure hole;’ that is, in the corner, at the distance of two bricks from the exterior surface, there was a vacant space half filled up with loose red sand. ‘Clear away the sand,’ I said, ‘and bring out the cylinder;’ and as I spoke the words the Arab, groping with his hand among the debris in the hole, seized and held up in triumph a fine cylinder of baked clay, in as perfect a condition as when it was deposited in the artificial cavity above twenty-four centuries ago. The workmen were perfectly bewildered. They could be heard whispering to each other that it was *sihr*, or magic, while the graybeard of the party significantly observed to his companion that the compass which I had just before been using, and had accidentally placed immediately above the cylinder, was certainly ‘a wonderful instrument.’”⁶⁾

Bald danach fand sich ein genaues Duplikat dieses Zylinders in der Ostecke, während jedoch an den beiden andern Ecken keine zu finden waren. Dafür fand Rawlinson aber in dem Schutt, der aus den höheren Stockwerken herabgefallen war, zwei Bruchstücke eines dritten Zylinders mit derselben Inschrift sowie ein Fragment eines weit größeren Zylinders. Alle diese Inschriften bringen uns Nachrichten aus der Zeit Nebuchadnezzars, der diese Tondenkmalen bei der Wiederherstellung des alten Borsippaturms in den Mauern niederlegte. Das letztgenannte Fragment enthält einen ausführlichen Bericht über Nebuchadnezzars Zug nach dem Mittelmeer und seine Unterwerfung der Könige des Westens.

Schon die jüdische Tradition im Talmud hat diese mächtige Ruine von Birs (Bimroud) mit dem biblischen Turm zu Babel identifiziert, eine Anschauung, die auch heute noch ihre Vertreter findet. Wir werden später auf diese Frage zurückkommen.

E. G ä n s l e.

(Fortsetzung folgt.)

6) Hilprecht. *Explorations in Bible Lands*, p. 183 sq.

Vermischtes.

Eine afrikanische Darstellung des Sündenfalls, erzählt von dem Regenmacher (Zauberer) Makipole, berichtet Missionar Källner aus Magoje, Deutsch-Ostafrika. Sie ist abgedruckt in den „Berliner Missionsberichten“, Juni 1911: Gott schuf am Anfang vier Männer; als fünftes Wesen schuf er ein Mädchen. Dann kam die Schlange und alle andern Geschöpfe auf der Erde und im Himmel. Da sagte einmal Gott zu seinen vier Söhnen: „Einer von euch gehe aus und hole das Mädchen! Ich kehre nach dem Himmel zurück, und ihr sollt mit mir kommen.“ Da ging einer von den Söhnen Gottes aus, um seine Schwester zu holen. Er fand sie in einer Hütte am Feuer sitzen, damit beschäftigt, Brei in dem auf dem Herde stehenden Topf umzurühren. Der Bruder rief sie und sprach: „Mädchen, auf, laß uns gehen!“ Das Mädchen fragte: „Wohin denn?“ Der Bruder antwortete: „Das weiß ich nicht, aber Gott sagte zu mir: ‚Auf, rufe deine Schwester! Sage ihr, daß Gott dich sende und dir sagen lasse, er wolle mit allen seinen Kindern gen Himmel gehen‘; eilig sollen wir kommen.“ Das Mädchen erwiderte: „Warte ein wenig, mein Brei muß erst fertig werden!“ Der Bruder wartete. Als der Brei gar war, nahm ihn das Mädchen aus dem Kochtopf und füllte den Brei in ein Körbchen, setzte es auf den Kopf und sagte: „Nun laß uns gehen!“ Als sie auf dem Wege zu dem Ort waren, da Gott sich befand und auf sie wartete, trafen sie mit der Schlange zusammen. Die sagte zu ihnen: „Wohin denn so eilig?“ Sie antworteten: „Dahin, wo Gott ist.“ Die Schlange sprach: „Aha, dahin also! Was trägst du denn auf dem Kopfe?“ Das Mädchen antwortete: „Ich trage Brei.“ Die Schlange: „Hast du denn nicht Hunger?“ Das Mädchen: „Wozu stellst du diese überflüssige Frage? Wozu dient denn der Brei, den ich habe, anders als zum Stillen des Hungers?“ Die Schlange: „Ja, das weiß ich wohl, aber hast du außer dem Brei nicht auch etwas Wohlgeschmeckendes?“ Das Mädchen: „Nein, ich habe nur gewöhnlichen Maisbrei.“ Die Schlange: „Warte ein wenig, ich fange dir schnell einige schmackhafte Mäuse, die du mit dem Brei essen kannst!“ Das Mädchen: „Ach ja, gib sie mir!“ Die Schlange fing nun einige Mäuse, was lange dauerte, und gab sie dem Mädchen, das sie aß, während der Bruder nur dabeistand und auf sie wartete. Da freute sich die Schlange, denn ihre Absicht, die beiden auf dem Wege aufzuhalten, war ihr gelungen. Sie wollte nicht, daß die beiden mit Gott in den Himmel gingen. Nach dem Essen gingen sie auseinander. Als die beiden an den Ort kamen, wo Gott sie erwarten wollte, wurden sie zu ihrem Schrecken gewahr, daß Gott mit den andern Kindern schon gen Himmel gefahren war. Nun brachen sie in Klagen aus und sagten: „O diese Schlange, die hat uns aufgehalten! Gott hat uns verlassen, was sollen wir nun tun? Wie sollen wir in den Himmel kommen? Nichts wird uns helfen!“ Da nahmen

sie Steine und häuften sie übereinander, viele, viele Tage lang, indem sie dachten: „Vielleicht kommen wir doch noch hinauf zu Gott.“ Aber es nützte ihnen nichts, sie konnten den Himmel nicht erreichen.

Die Kirche und ihre Feinde. Die „Positive Union“ erinnert an ein Wort D. Wangemanns am Eingange seiner sieben Bücher über die *Una sancta*, das heute ebenso paßt wie in der Zeit vor 30 Jahren, als es geschrieben wurde. Es lautet: „Die Kirche Gottes, die Braut des HErrn, die *una sancta catholica*, ist heute wiederum in ihrer richtigen Situation, der Lage Daniels in der Löwengrube, das heißt, sie ist von Gott dem HErrn hoch geehrt mit dem Dornenkranz und steht vor herrlichen Siegen. Von der einen Seite eine siegestrunkene römische Hierarchie, welche bereits jubelt, die vierhundertjährige Feier von Luthers Geburtstag werde im Jahre 1883 keine lutherische Kirche mehr vorfinden, welche ihn feiern könnte; von der andern Seite eine bis in das Mark hinein verfaulte negative Kritik, die, auf dem Rothurn der Wissenschaft einherziehend, von erräumter Schwindelhöhe auf den Köhlerglauben der evangelischen Bekenner herabblift und auf Katheder und Kanzel das langsam, aber stetig fortschreitende Geschäft des Nagens an den Wurzeln des Lebensbaums fortsetzt. Ihnen zur Seite eine im ganzen und großen bereits abgefallene Masse von Namenschristen, die von dem Erbe der Väter kaum etliche halbverstandene Reste übrig behalten haben und ein urteils- und willenloser Spielball von Propheten wie die ‚Gartenlaube‘ und der ‚Börsen-Courier‘ geworden sind; daneben ein Materialismus, der, gestützt auf pantheistische Verzerrung der Religion, in der Entfaltung der natürlichen Gaben und Kräfte des Menschen die Erlösung unsers Geschlechtes von dem unter seinen Händen in rasender Eile fortschreitenden Elend des Volkes sucht. Von der andern Seite ein hoffärtiges Judentum, welches, im Besitz der materiellen Mittel, die Tagespresse beherrscht und, stolz auf seinen Reichtum und seine Vorzüge, täglich mehr an Einfluß gewinnt und bereits die innersten Heiligtümer der Kirche der Verachtung des Pöbels zu unterbreiten begonnen hat; von der andern der Abgrund des Nihilismus und der Sozialdemokratie, welche, aller göttlichen Ordnung spottend, nur des gelegenen Augenblickes wartet, wo der Wahlspruch *après nous le déluge* zur Tat werden wird. Und zwischen allen diesen geöffneten Löwenrachen, von welchen jeder einzelne kein höheres Ziel kennt, als die Kirche Gottes zu zerreißen, ist eben diese Kirche Gottes, die Einsame, die Magd des HErrn, die Kirche des reinen Wortes und Sakraments, in der herrlichen, beneidenswerten Lage, von gesicherter Höhe in das wilde Getriebe hineinzuschauen, freilich aber dabei auch täglich mehr die Weisung ihres HErrn zu verstehen: ‚Ich sende euch wie die Schafe mitten unter die Wölfe‘, und dort unbeirrt ihr Glaubenslied zu singen: ‚Dennoch soll die Stadt Gottes sein lustig bleiben mit ihren Brunnlein, da die heiligen Wohnungen des Höchsten sind.‘ Und der HErr hat Freude an seiner durch eigene und anderer Schuld so tief in den Staub getretenen, verachteten und schwer geschmähten und ge-

schädigten Magd; er bekennt sich zu ihr und schenkt ihr, obgleich oft unter schweren Niederlagen, einen Sieg nach dem andern, so daß man, hinblickend auf die äußere und innere Mission und auf das mächtige innere Erstarken der kleinen Bekenner-schar, dennoch mit Freuden singen kann vom Sieg in den Hütten der Gerechten.“ Auch die „E. K. Z.“ bringt diese Stelle. Welche Landeskirche verdient aber noch den Namen „Kirche des reinen Wortes und Sakraments“? J. B.

Literatur.

Die Bibel oder die ganze Heilige Schrift Alten und Neuen Testaments nach der deutschen Übersetzung D. Martin Luthers. Mit 240 Bildern von Julius Schnorr von Carolsfeld u. a. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo.

Von dieser neuen Ausgabe unserer Bibel sagt unser Verlag: „Einem unbekannten Bedürfnis Rechnung tragend, hatten wir schon seit einigen Jahren diese Bibel in Arbeit, und zwar haben wir, um einen möglichst niedrigen Preis setzen zu können, die ganze Arbeit in Deutschland machen lassen. Die Platten sind ganz nach unserm Text angefertigt worden; dem Drucker war jegliche Abweichung davon streng untersagt; nur durfte er die alte Orthographie in die sogenannte neueste ändern, wo dies nötig war. Unsere Bibel Nr. 1912' bietet aber nicht nur unsern Text, sondern ist auch reich illustriert mit 240 der rühmlichst bekannten Bilder, meistens von Julius Schnorr von Carolsfeld. Ferner sind jedem Buch beigegeben ein Widmungsblatt, 8 Seiten Familiendchronik, ein Perikopenregister und 8 biblisch-geographische Karten, in zwei Farben gedruckt. Alle drei Ausgaben werden mit Schutzblatt in Futteral geliefert. Ausgabe 1912-O in gepreßtem Lederband mit Goldtitel und marmoriertem Schnitt: \$1.50. Ausgabe 1912-F in gepreßtem Lederband mit Goldtitel und goldgeprägtem Kreuz auf der Vorderdecke sowie Goldschnitt: \$2.75. Ausgabe 1912-M in feinem Marokkoleder mit Goldprägung auf Rücken und Deckel und feinstem Goldschnitt; Prachtausgabe: \$4.00. Porto bei allen drei Ausgaben: 40 Cts.“ Insbesondere die Prachtausgabe dieser Bibel ist in jeder Beziehung die beste, schönste und würdigste Gabe bei Feierlichkeiten jeder Art: Geburtstagen, Hochzeitstagen, Jubiläen usw. Unsere Pastoren sollten nicht verfehlen, auf diese herrliche Bibel aufmerksam zu machen, und insbesondere dabei betonen, daß jetzt die meisten Bibelausgaben nicht mehr die alte unverfälschte Übersetzung Luthers bringen, sondern einen revidierten Text, der in Überschriften und Übersetzungen Christus und die christliche Hoffnung aus dem Alten Testament ausschneidet. J. B.

Lehrbuch der deutschen Sprache für höhere Schulen von August Crull, Professor am Concordia-College zu Fort Wayne, Ind. Dritte, verbesserte Auflage. XII und 234 Seiten, 6×9 in Library Buckram gebunden, mit Goldprägung auf Rücken und vorderer Decke. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. Preis: 85 Cts.

Folgendem Urteil unsers Generalagenten über das Crullsche Lehrbuch stimmen wir von Herzen bei: „In diesem Buch wird der geschätzte Herr Autor allen billigen Anforderungen gerecht; indem alle neuesten Funde der Sprachforscher unserer Tage berücksichtigt werden, steht Crull's Lehrbuch nicht nur in seiner früheren Autorität als gediegene, klare, übersichtlich geordnete und doch kurzgefaßte Grammatik da, sondern hat noch den besonderen Vorzug, daß sie in jeder Beziehung auf der Höhe der Zeit steht. Sowohl in der Wort- als auch in der Satzlehre hat Prof. Crull Zusätze gemacht, die zwar meistens kurz, vom sprachforscherlichen Gesichtspunkt aus aber schätzenswert sind. Dazu bietet dieses Lehrbuch den Vorteil, daß es zugleich ein treffliches Übungsbuch ist.“ J. B.

Glaube und Liebe. Eine Sammlung Predigten über die Evangelien des Kirchenjahres. Von C. C. Schmidt. Druck der Louis Lange Publishing Co., St. Louis, Mo. Preis: \$2.20.

Im Jahre 1905 erschien der erste und im Jahre 1910 der zweite Teil der „Katechismuspredigten“ P. C. C. Schmidts, und wir freuen uns und sind dem Verfasser dankbar, daß er uns jetzt schon wieder eine Sammlung seiner Predigten darbietet, und zwar über die Evangelien des Kirchenjahres. Von den „Katechismuspredigten“ konnten wir urteilen: „Diese Predigten sind gründlich und populär, klar und wohl geordnet, lehrreich und erbaulich, lauter und rein in der Lehre und frei von aller Rhetorik und Phrase.“ Denselben Eindruck haben auf uns auch diese Evangelienpredigten gemacht, die wir darum ebenfalls hiermit unsern Lesern aufs wärmste empfohlen haben möchten. Selbstverständlich kann das Buch, welchem vier Illustrationen beigegeben sind, auch vom Concordia Publishing House bezogen werden. J. B.

Das Alte Testament mit in den Text eingeschalteter Auslegung, herausgegeben von August Dächsel. Zweiter Band. Verlag von A. Deichert, Leipzig. Preis: M. 5.20; geb. M. 6.40.

Dieser zweite Band des Dächsel'schen Bibelwerks erklärt das Buch Josua, das Buch der Richter, das Buch Ruth, das 1. und 2. Buch Samuelis, das 1. und 2. Buch der Könige, das 1. und 2. Buch der Chronika, das Buch Esra, das Buch Nehemia, das Buch Esther und die apokryphischen Bücher der Makkabäer. Was wir vom ersten Band gesagt haben, trifft auch zu mit Bezug auf diesen zweiten. So wird z. B. Jos. 10, 12 f. zwar kopernikanisch verstanden, doch so, daß das Wunder nicht geleugnet wird. „Diese Worte“ — lesen wir hier — „lassen auch diejenige Ansicht nicht zu, wonach das Wunder bloß in einer verlängerten Strahlenbrechung, in außerordentlichen Refractionen des Lichts der untergegangenen Sonne am Horizont und dergleichen bestanden habe; wir müssen vielmehr dabei beharren, daß es sich hier um eine wunderbare Hemmung des Umschwungs der Erde um ihre Ase handle, die dem Auge als Stillstand der Sonne erschienen und von der nun auch nach optischer Redeweise berichtet ist. Und ein solches Wunder anzunehmen tragen wir kein Bedenken; denn mag dasselbe auch in der ganzen Weltgeschichte seinesgleichen nicht haben (vgl. jedoch das ähnliche Ereignis Jes. 38, 8), so kann unser Glaube darum ebensowenig durch das bloß einmalige Vorkommen erschüttert werden als durch die aus der Unwandelbarkeit der Bewegung der Gestirne nach den vom Schöpfer der Natur eingepflanzten ewigen Gesetzen dagegen erhobenen Einwürfe, weil wir diese Naturgesetze selbst für weiter nichts halten als für menschliche Bezeichnungen von Manifestationen göttlicher Schöpferkräfte, deren Wesen noch kein Sterblicher erforscht hat, und der Allmacht des Schöpfers eine Durchbrechung dieser sogenannten Naturgesetze zutrauen, wenn er dieselbe nach seiner unergründlichen Weisheit um des Heils der Menschen willen, zu deren Erlösung er selbst seines eingebornen Sohnes nicht verschont hat, für notwendig sollte halten.“ (S. 33.) Zu der Weissagung 2 Sam. 7, 12 f. wird bemerkt: „Von hier an gewann Davids Leben und die Fortentwicklung des Reiches Gottes auf Erden eine ganz neue Gestalt; die Weissagungen über den Heiland, die bisher nur kurz und leise angedeutet gewesen waren, bereiteten sich jetzt aus zu ausführlichen Schilderungen. David selbst hatte einen neuen Gegenstand gefunden, dem er die heiligsten Augenblicke seiner Dichtkunst und seines Harfenspiels widmen konnte. Während er früher nur den Allmächtigen im großen Tempel der Natur besungen und bei den ewigen Lobgesängen aller Werke Gottes, bei dem Jubel der Ströme, der Meere, der Stürme, der Ungewitter, beim Blick in die zahllosen Welten hinauf in demütige Bewunderung ausgebrochen war; während nach Abholung der Bundeslade der äußere Gottesdienst Israels den Stoff seiner Lieder gebildet hatte, kehrten sich nun seine Psalmen immer tiefer in die innere Geschichte des Reiches Gottes hinein und vor allem dem entgegen, über den ein Geistesblick nach dem andern, und einer immer erhabener als der andere, ihm eröffnet wurde. Der Sohn Gottes in seiner Person und in seinem Werke wurde nun der Ruhm seines Lebens; ihm dachtete, ihm sang, ihm lebte, ihm starb er. Bald war es die Herrlichkeit seiner Person, die ewige Gottheit seines Wesens und seine Herrschaft über die Welt, die ihm nahe rückte (Ps. 2); bald war es der Messias als Hoherpriester der höchsten Ordnung,

und er nannte ihn seinen Herrn, obgleich er sein Sohn sein sollte (Ps. 110); bald wieder vergegenwärtigte sich seinem Geistesblick das schwere, namenlose Leiden des Sohnes Gottes auf Erden zur Erlösung der Menschheit; er sah ihn dulden, bluten, sterben am Kreuze, sah jeden einzelnen Umstand seiner zentnerschweren Martern und sang im Namen des leidenden, aber durch Leiden zum Sieg brechenden Sohnes (Ps. 22). Alle früheren Verheißungen des Alten Testaments liefen in David (?), wie in einem Mittelpunkt, zusammen und gingen in neuer Gestalt wieder von ihm aus. Der Kern der Weissagungen aller Propheten war von da an immer der große, einst zu erwartende Davidssohn, der herrschen würde bis an der Welt Ende.“ (S. 346.) — Dieser zweite Band umfaßt 1006 Seiten mit 25 Abbildungen und zwei kolorierten Karten. F. B.

Jahre fort! Neue Predigten von Prof. D. Wilh. Walther, Konsistorialrat, Universitätsprediger in Rostock. Verlag von A. Deichert, Leipzig. Preis: M. 2.60; geb. M. 3.40.

Auf 159 Seiten werden hier zwölf Predigten geboten mit folgenden Texten und Thematata: I. Phil. 3, 12. Vorwärts muß des Christen Lösung sein. II. Phil. 4, 4. Freuet euch! III. Luf. 16, 10. 11. Warum kommen wir nicht vorwärts? IV. Matth. 8, 23—27. Im Sturm. V. Eph. 5, 1. 2. Gottes Nachahmer. VI. 1 Kor. 2, 10—12. Die Tiefe der Gottheit. VII. 1 Petr. 5, 6. 7. Leiden und Sorgen. VIII. Matth. 6, 11. 12. Gib! Vergib! IX. Apok. 16, 29. 30. Luthers große Frage und unsere Zeit. X. Matth. 10, 28. Der Mangel der Gottesfurcht. XI. Luf. 17, 21—23. Sehnsucht des Christen nach einem Tage des Menschensohnes. XII. Joh. 5, 14. Wie kann man des ewigen Lebens gewiß werden? — Für das Volk sind diese Predigten nicht; Gebildeten aber, vor denen sie auch gehalten sind, werden sie Interesse abgewinnen. Auch was die altlutherische Lehre betrifft, stehen diese Predigten höher als die meisten derartigen Produkte, die uns aus Deutschland zu Gesicht gekommen sind, obwohl man auch hier nicht immer den Ausführungen zustimmen kann, z. B. der Predigt über Luf. 16, 10. 11. Aus der Predigt: „Luthers große Frage und unsere Zeit“ lassen wir eine Probe folgen: „Es gibt endlich in unserer Zeit noch viele, die an dieser Frage [Was soll ich tun, daß ich selig werde?] durchaus kein Interesse haben, weil eine andere ihnen über alles wichtig zu sein scheint. Sie sind stolz darauf, dieses neue Problem zu haben; sie dünken sich deshalb hoch erhaben über einen Luther und alle, die sich gleich ihm abgemüht haben. Es ist die Frage: Wie werde ich eine Persönlichkeit? Wie werde ich ein selbständiger, von allen Autoritäten freier Mensch? Wie kann ich, unabhängig von allen Menschen und allen Verhältnissen, nur mein eigenes Wesen ausbilden? Davor also verschwindet ihnen Luthers Frage als wertlos oder gar als unrichtig. Aber wenn je ein Mensch eine ganze Persönlichkeit war, so war es doch unser Luther. Wenn je ein Mensch eine großartige Selbständigkeit gefunden, so daß ihn niemand und nichts beeinflussen konnte, daß er der ganzen Welt mit ihren Päpsten und Kaisern und Fürsten auf Erden und in der Hölle Trotz bot, so war es doch er. Wenn je einer kein Nachsprecher und Nachahmer war, sondern seine eigene, von Gott ihm verliehene besondere Art ausprägte, dann doch er. Wann aber hat er dieses Ziel erreicht? Nicht von Natur war er so, vielmehr schüchtern, ängstlich, wie er es selbst nennt, in den Winkel zu kriechen geneigt.“ Eine Persönlichkeit ist er erst geworden, seitdem er auf seine Frage die rechte Antwort gefunden hatte. Als er den lebendigen Gott als seinen gnädigen Vater hatte, da hatte er einen Halt gefunden, der ihn fest machte, daß er, von allem andern unabhängig, auf eigenen Füßen stehen und seine eigene Bahn verfolgen konnte. Es gibt keinen andern Weg, auf dem der Mensch wirklich zur Freiheit und Selbständigkeit gelangen kann. Gewiß, man kann sich stellen, als wäre man eine freie Persönlichkeit. Man kann alle Einflüsse von sich abwehren und sich in seiner Beschränktheit ein ganzer Mann zu sein dünken. Aber in Wirklichkeit bleibt man abhängig von dem, was andere sagen, was andere wollen. Man bringt es nur zu einer elenden Karikatur. Gebt es nur getrost auf, das lodende Persönlichkeitsideal! Gott hat euch eine ganz andere Aufgabe gestellt. Ihn zu finden, wie er ist, den Heiligen und den Gnädigen: an die Lösung dieser Aufgabe setzt all eure Kraft! Dann werdet ihr nie danach zu ringen brauchen, wahre Persönlichkeiten zu werden. Denn dann seid ihr schon auf dem Wege, es in Wirklichkeit zu werden. Ein Stück des Mittelalters

hat man die Frage nach dem gnädigen Gott genannt. Nun, dann wird das Mittelalter fortwähren bis an den letzten Tag der Welt. Und würde sie noch Millionen von Jahren stehen, so wird doch diese Frage immer wieder in Menschenherzen lebendig werden. Denn sie ist die Frage, die Gott der Menschheit aufgegeben hat. Würde sie völlig verstummen, so würde die Menschheit keine Existenzberechtigung mehr haben. Unendliche Torheit ist es, zu meinen, daß andere Fragen in einer andern Zeit von größerer Bedeutung werden könnten. Denn alle sonst noch berechtigten Fragen finden ihre wahre und segensvolle Lösung einzig auf Grund der rechten Antwort auf jene Frage. Nur wer den gnädigen Gott als seinen Vater gefunden hat, kann auch in der Welt die ihm von Gott gestellte Aufgabe so erfüllen, daß er Segensspuren zurückläßt. Nur er kann des lebendigen Gottes gewiß werden. Nur er kann zu einer selbständigen Persönlichkeit werden. So mahnt auch das Reformationsfest der Gegenwart, die eine Frage über alles zu stellen: „Was muß ich tun, daß ich selig werde?“ F. B.

Bilder aus dem deutschen evangelischen Leben im Ausland. Entworfen im Auftrage des Deutschen Evangelischen Kirchenausschusses. Verlag von Martin Warnke, Berlin.

Diese vom unierten Standpunkt aus geschriebene Schrift enthält auf 70 Seiten allerlei interessante Angaben über die deutsche evangelische und lutherische Diaspora in Österreich-Ungarn, in der Schweiz, Rußland,andinavien, Holland, Belgien, Frankreich, Großbritannien, Italien, Spanien, Portugal, den Balkanstaaten, der Türkei und dem Orient, Südafrika, Deutsch-Südwestafrika und den übrigen deutschen Schutzgebieten in Afrika, in Japan und China und in Südamerika. Von dem Unwesen des „Pseudopfarrentums“ in Rio Grande do Sul lesen wir auf Seite 42 f.: „über die Qualität dieser Pseudopfarrrer und die Art ihrer Wirksamkeit schreibt einmal P. Schlegelndal, der lange in Südbrasilien tätig war: „Meine erste Gemeinde hatte lange Zeit unter der Pflege eines Mannes gestanden, der glaubwürdigen Befundungen gemäß aus einem katholischen Priesterseminar Deutschlands geküchtet war und drüben teils aus eigener Not, teils aus Mitleid mit fremder Art das evangelische Pfarramt in der weltverlassenen Gemeinde übernahm. Er betrieb nebenher einen sich stark entwickelnden Handel, versenkte an seiner Tonbank alltags wie Sonntags unmittelbar nach dem Gottesdienst eigenhändig an seine Gemeindeglieder den Schnaps, legte sich selbst eine Schnapsbrennerei, eine Gerberei und Ziegelei an und wuchs allmählich zu einem großen Kapitalisten heran, um später allerdings das meiste Geld wieder zu verlieren.“ Eine ähnliche Schilderung entwirft der frühere Reiseprediger der Mißourander Synode, jetzige P. Hoppe in Steele, über die von ihm seinerzeit vorgefundenen kirchlichen Verhältnisse von zwölf Ortschaften am oberen Taquary: „Alle diese Gemeinden wurden von einem Pfarrer, der noch dazu im Hauptamt Lehrer war, bedient. Von einer regelrechten Pfarrbedienungs konnte natürlich keine Rede sein. Alle paar Wochen machte er seine Rundreise, taufte, traute, konfirmierte nach Bedarf und Zahlung und freute sich über die reiche Ernte und im stillen über die Menschen, „die nicht alle werden“. Ein durchtriebener Geselle, ein Witzbold und tüchtiger Redner, hatte er überall seine Freunde. Sein unfehlbares Zugtück waren seine Leichenreden, bei welchen er denselben Leuten Tränen entlockte, die sich nachher in der Wende bei Bier und Brantwein darüber belustigten. Die halbwegs gebildeten Kolonisten, welche noch ein wenig Sinn für das Heiligtum ihrer Religion haben, hatten sich schon in Scharen von diesem Scharlatan abgewandt. In der großen westfälischen Kolonie Teutonia haften von derselben Kategorie noch zwei Kollegen jenes Pseudopfarrrers. Der eine hatte einige Lehrerseminarklassen besucht und sich zum „Pfarrer und Doktor“ aufgeschwungen. Der andere verkaufte vor nicht langer Zeit seine Waren als Kommiss in Hamburg. „Ordiniert“ wurde er, wie es heißt, von jenem Doktor-Pfarrer.“ Ungerecht und unwahr sind die Bemerkungen auf S. 50 und 55: die Mißourisynode suche in den deutschen Gemeinden Zwiespalt zu erregen und deren friedliche Entwicklung zu stören. Auch werden hier die mißourischen Pastoren bezeichnet als „deutschsprachige, aber unheimliche Sendboten“. Freilich, bestünde das Wesen eines Deutschen darin, daß er ein Untertan des deutschen Kaisers und in Religionsfragen indifferent ist, so wäre das Urteil zutreffend. F. B.

Ehe und freie Liebe. Ein Wort zum Individualismus in der Frauenfrage von Dr. G. von Rohden, Konsistorialrat. Verlag von Martin Warnke, Berlin. Preis: M. 1.

Eine Frucht der liberalen Theologie, welche die Schrift um ihre Autorität gebracht hat, ist nicht bloß völlige dogmatische Ungebundenheit, sondern auch das Umsichgreifen von allerlei lazen Anschauungen in der Moral. Von der freien Dogmatik führt eine Brücke auch zur „freien Liebe“. Gibt es keine göttliche Offenbarung, so gerät eine ganze Menge von sittlichen Forderungen, die wir aus der Vernunft, dem sittlichen Gefühl und der Erfahrung nicht genügend und ohne Einwand beweisen können, ins Schwanken. Vornehmlich gehören hierhin auch allerlei Fragen die heilige Ehe betreffend. Freilich wollen viele liberale Theologen es nicht Wort haben, daß ihre Theologie auch zum Liberalismus in der Moral führe, aber sie können einen Freissen und andere Erotiker nicht von ihren Roschhöhen abschütteln. Gerade auch zwischen der sogenannten „Neuen Ethik“ und der liberalen Theologie lassen sich leicht Verbindungslinien nachweisen, und das auch gleich seit den Tagen Schleiermachers, des Vaters der modernen Theologie. Und will gleich die liberale Theologie nicht selber eintreten für laze moralische Anschauungen, so vermag sie von ihrem Standpunkt aus solche doch nicht erfolgreich zu bekämpfen. Ihr fehlen dazu die Waffen. Sie hat die Heilige Schrift verlassen und damit zugleich auch die Position, die schließlich allein der Damm ist, der auch die Schmutzwellen der Erotik und der „freien Liebe“ erfolgreich zurückwerfen kann. Wer nun sehen will, wie, mit welchen Argumenten und mit welchem Erfolg ein Theolog, dem die Heilige Schrift nicht mehr das untrügliche Wort Gottes und die ausschlaggebende Autorität ist, und der sich beschränkt auf das Urteil der Vernunft, des sittlichen Gefühls und der Erfahrung, die Heiligkeit der Ehe verteidigt gegen die „freie Liebe“, findet hier eine gute Probe. Nach der Lektüre dieses Buches müssen wir aber bekennen, daß für uns mit der Schriftautorität nicht bloß die ganze christliche Dogmatik, sondern auch ein großes Stück der Ethik in sich selber zusammenbricht. Der einzig sichere Kompaß, wie in der Glaubenslehre, so auch in der Sittenlehre, ist und bleibt die Heilige Schrift allein.

F. B.

Die Anfangsgründe der häuslichen Krankenpflege. Eine Anleitung für hilfsbereite Frauen und Jungfrauen. Von Hans Allich. Durchgesehen von Medizinalrat Dr. Kalkoff. Verlag von Martin Warnke, Berlin. Preis: M. 1.

Es ist dies ein vortreffliches Büchlein. Auf die einfachste und faßlichste Weise vermittelt es die Kenntnisse, die eine Hausfrau oder Haustochter nötig hat, um in ihrer Familie und Freundschaft, bei Angehörigen, Nachbarn und Bekannten dem Kranken mit Rat und Tat beizustehen. Nicht um Krankenheilung selber, die dem Arzt überlassen bleiben soll, handelt es sich in diesem Buch, sondern um die Erlangung solcher Kenntnisse und Fertigkeiten in der häuslichen Krankenpflege, die nötig sind, um die Anordnungen des Arztes verständnisvoll und sachgemäß auszuführen. Das Buch will dem Selbstunterricht dienen, darum ist es so verfaßt, daß zu seinem Verständnis gute Volksschulbildung vollkommen ausreicht. Es kann aber auch mit Vorteil als Leitfaden zu Unterrichtskursen dienen. Ist es doch aus der Praxis solchen Unterrichtes entstanden. Über den Zweck des Buches spricht sich die Einleitung des weiteren aus. In zwölf Kapiteln wird dann gehandelt von Kranken, dem Krankenzimmer, dem Krankenbett, den täglichen Hilseleistungen am Krankenlager, der Krankenkost, der Arznei, den Bädern und Umschlägen, der Wundenbehandlung und den Verbänden, den Hilseleistungen bei ansteckenden Krankheiten, den Hilseleistungen in besonderen Fällen, der Pflege Krankenleidender und den Hilseleistungen an Sterbenden.

F. B.

Die Theologie der Gegenwart. V. Jahrgang. Vier Hefte. Verlag von A. Deichert, Leipzig. Preis pro Jahr: M. 3.50.

Diese Quartalschrift wird herausgegeben von D. R. H. Grünmacher in Rostock, D. G. Grünmacher in Heidelberg, D. Hunzinger in Erlangen, Lic. Jordan in Erlangen, D. Kühl in Göttingen, D. Sellin in Rostock und Lic. Dunmann in Wittenberg und macht es sich zur Aufgabe, in zusammenhängenden Aufsätzen die gegenwärtige Lage der Theologie zur Darstellung zu bringen sowie auch eine

übersicht und Kritik der neuesten theologischen Literatur zu bieten. Der Standpunkt dieser Zeitschrift ist, wie schon die obigen Namen zeigen, wesentlich der der Seebergischen „modern positiven Theologie“, die mit der Verbalinspiration auch die alte lutherische Methode des Theologierens ausgeschaltet und durch eine rationalistische Methode ersetzt hat. Zugewandten sind uns nur Heft 1, 3 und 4, von denen das erste die praktische und systematische, das dritte die historische, das vierte die neutestamentliche Theologie behandelt. Abonnenten der „Neuen kirchlichen Zeitschrift“ erhalten die vier Hefte für M. 2.80.

J. B.

Johannes Herrmann, Zwickau, i. S., hat uns zugesandt:

1. „Erstlinge aus dem Missionsleben.“ Von einem Missionar. 3 Gts.
2. „Die missourische Heidenmission in Ostindien.“ 9 Postkarten nach Originalaufnahmen. Die ganze Serie 20 Gts.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. Amerika.

Seine Lehre von der Befehrung bringt D. Stelhörn in den „Zeitblättern“ (1911, 525 f.) in einer Besprechung der Schrift D. Schmaufs, „The Confessional Principle“, also zum Ausdruck: „Als selbständiger Theolog hat offenbar Melancthon seine (Schmaufs) Sympathie nicht, wie er auch die unsrige nicht hat, namentlich nicht in seinem Synergismus. Bei der Besprechung des letzteren scheint uns nun D. Schmauf nicht die rechte Mäßigung zu bewahren. So nennt er es S. 601 einen Synergistischen Irrtum Melancthons, 'to find the cause for the actual variation in the working of God's grace, in man, its object'. Ohne weitere Erklärung scheint das doch im Widerspruch zu stehen mit mehreren klaren Aussprüchen unsers Bekenntnisses.“ Die Stellen unseres Bekenntnisses, auf welche sich Stelhörn bezieht, finden sich Müller, 601, § 55; 708, § 17; 713, § 40. Nach der ersten Stelle fährt D. Stelhörn also fort: „Das ist die rechte lutherische Mitte: im Menschen liegt weder eine causa efficiens noch eine causa meritoria irgendwelcher Art behufs seiner Befehrung; aber es gibt eine göttliche Ordnung, in die muß er sich fügen, und dazu gehört auch das Hören und Betrachten des Wortes Gottes mit Fleiß und Ernst, und wenn der Mensch sich in diese Ordnung schickt, kann er gewiß sein, daß Gott mit seiner Gnade da ist und seine Befehrung bewirkt. Es richtet sich also Gottes Gnade in der Befehrung nach dem Verhalten des Menschen der Heilsordnung gegenüber.“ Zur zweiten Stelle bemerkt er: „Da ist wieder die Bedingung betont, die erfüllt werden muß, wenn Gottes Gnade den Menschen befehren und selig machen soll; wenn der Mensch sie erfüllt, wird er befehrt und selig, tut er es nicht, so geschieht auch dies nicht. So predigen wir dem Sinn nach doch alle, auch die Missourier; denn was könnten wir sonst einem Menschen sagen und raten, der befehrt werden soll?“ Und zur dritten Stelle: „Also richtet sich die befehlende und seligmachende Gnade wohl nach dem Verhalten des Menschen ihr gegenüber, nicht als ob dieses Verhalten, wenn es richtig ist, die Befehrung irgendwie bewirkte oder verdiente, sondern weil dies Verhalten von Gott selbst als Bedingung und Ordnung der Befehrung und Seligmachung festgesetzt ist, nach der er sich richten will. Also erklärt sich das verschiedene Wirken der befehlenden und seligmachenden

Gnade wohl aus dem verschiedenen Verhalten der Menschen ihr gegenüber. Sonst wäre sie unwiderstehlich.“ Ferner schreibt hier D. Stellohorn: „Der Ausspruch“ (Schmauks) „auf S. 752: ‘Man’s will is able to decide for salvation through new powers bestowed by God. This is subtle Synergism’ ist an und für sich richtig, wenn er nämlich nicht nach dem soeben besprochenen verstanden werden soll. Neue geistliche Kräfte kann der noch unwiedergeborene Mensch nicht bekommen, solange er noch unwiedergeboren ist; er kann also auch solche Kräfte nicht gebrauchen, um sich für die Seligkeit zu bestimmen oder zu entscheiden. Aber Gott wirkt in dem Werk der Bekehrung so auf den Menschen ein, daß er bekehrt werden kann, ohne gezwungen zu werden, so daß er also bekehrt wird, obgleich er dies verhindern könnte. Gott entscheidet den Menschen, aber nicht unwiderstehlich. In diesem Satze unserer alten Dogmatik kommen beide Seiten der Wahrheit zu ihrem Recht.“ Mit Melancthon und andern Synergisten stimmt also D. Stellohorn darin überein, daß er auch aliqua causa discriminis in homine annimmt, warum die einen vor den andern bekehrt und selig werden, obwohl er diese causa etwas anders bestimmt als Melancthon, Laternann und andere Synergisten. Unser Bekenntnis aber weist jede causa discriminis in homine zurück, z. B. Müller, 557, § 20, und 716 f., § 57—62, woraus zugleich, wie auch „Lehre und Wehre“ schon wiederholt gezeigt hat, hervorgeht, daß die von Stellohorn angeführten Stellen aus unserm Bekenntnis von ihm nicht richtig verstanden werden.

J. B.

Die Lehrstellung der Generalsynode betreffend schreibt der „Lutherische Zionsbote“ vom 18. Dezember v. J.: „Unter der Überschrift: ‘Die Bekenntnisbasis der Generalsynode und Luthers Gewissensfreiheit’ schreibt Prof. J. L. Nebe, D. D. einen Artikel im *Lutheran Observer* vom 24. November, auf den wir in ein paar Worten Bezug nehmen möchten. Prof. Nebe ist der Überzeugung, daß manche Schreiber im *Observer* über diese Sache in jüngster Zeit mit Luthers Stellung zur Gewissensfreiheit Mißbrauch getrieben haben. Er bezieht sich dabei besonders auf D. Wenner in New York. Dieser hatte sich nämlich so ausgedrückt, als ob die Generalsynode als eine von Menschen organisierte Körperschaft nicht berechtigt sei, ihren Gliedern vorzuschreiben, was sie glauben sollten. Wenner hatte wörtlich gesagt: ‘Nirgends wird in der Bibel oder in der Augsburgerischen Konfession gesagt, daß die Generalsynode bevollmächtigt sei, vorzuschreiben und zu lehren, was sie von ihren Anhängern zu glauben erwarte.’ Verwundern muß man sich, wie D. Wenner so etwas schreiben konnte. Man erkläre uns doch den Sinn dieses Satzes! Mit Recht hält ihm Nebe vor, daß die Generalsynode zur christlichen Kirche gehöre, ein Teil derselben sei und ihr folglich auch das Wort Pauli an die Epheser gelte, fleißig zu sein, zu halten die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens, Eph. 4, 3; und weist dabei hin auf Art. VIII der Augustana, wo es von der Kirche heißt, daß sie sei die Versammlung aller Gläubigen, bei welchen das Evangelium rein gepredigt, und die heiligen Sacramente laut des Evangelii gereicht werden’. Daß eine sich lutherisch nennende Synode darauf bestehen muß, daß nach den Bekenntnissen ihrer Kirche gelehrt werde — wenn auch nur nach der Augustana —, ist so selbstverständlich, daß man kein Wort darüber zu verlieren braucht. Und wer da meint, er könne seine freie Lehrstellung zu den Bekenntnissen mit Berufung auf Luthers ‘Gewissensfreiheit’ decken, der gibt deutlich zu verstehen, daß er Luthers Gewissensfreiheit ihrem eigentlichen Wesen nach

nicht kennt. In Sachen kirchlicher Gebräuche und Ceremonien war Luther der weitherzigste Mensch, aber in Sachen des Glaubens nahm er seine Ver= nunft unter Gottes Wort gefangen; da war sein Gewissen sehr eng.“ Aber gerade auch die Leute, welche in der Generalsynode so stehen wie Rebe und der „Zionsbote“, und denen eine pro-forma-Annahme der Augustana nicht genügt, vielmehr die Verpflichtung auf die Symbole als Identifizierung mit den einzelnen Lehren derselben auffassen, geben doch ihre eigene Position wieder preis, wenn sie ad infinitum in einem Stalle bleiben mit Leuten, die, wie Wenner, offen für Lehrfreiheit eintreten. J. W.

Sentimentale Liebe gegen Irrlehrer. Der *Presbyterian* schreibt: “In our rush to-day, do we not sometimes misconceive love? If a man smite another man's wife on the face, would the part of love be for the husband to embrace the offender? Is it the part of love to witness the dishonor of Christ without protest? Paul gives us the setting of love, God has not given us the spirit of fear, but of power and love and of a sound mind. Love which is not brave, not sane, is not love. It is the sanity of the action in appointing the committee which is questioned.” Gilt das nicht auch von der Liebe, die die Generalsynodisten von Missouri fordern? Wahre Liebe ist eben immer zuerst Liebe zu Gott und zu seiner Wahrheit und dann und darum auch wahre Liebe zum Nächsten. Eine Liebe, die nicht aus dieser Liebe Gottes fließt, ist verschwommene Sentimentalität. Wer sich darum auch die Irrlehrer betreffend nach Matth. 18 und andern Worten der Schrift über Kirchengemeinschaft und die Pflicht, Christum und die Wahrheit zu bekennen und in keiner Weise zu verleugnen, richtet, der be= tätigt damit auch wahre, gottwohlgefällige Liebe. J. W.

Juan Orts Gonzalez, ein bekehrter römischer Mönch, schreibt mit Bezug auf die weltlichen Anmaßungen des Papstes und die Stellung der ameri= kanischen Römlinge zu denselben: “What strikes me as the most convincing proof of the tremendous failure of the Roman Catholic Church in America is the fact that even to-day no bishop, nor archbishop, nor cardinal, is either brave enough or frank enough to explain fully to the Americans the true and real Roman doctrines concerning the power of the Pope and his Church in connection with civic functionaries and officers of the nation.” Mehr noch wundern muß man sich aber, daß Männer wie Roosevelt und Taft in diesem Betrug der Römlinge sich als Helfershelfer gebrauchen lassen und durch das Lob, das sie immer wieder der römischen Kirche und ihren Würdenträgern, insonderheit Kardinal Gibbons, spenden, dem amerikani= schen Volk mit Bezug auf die eigentlichen Pläne der römischen Hierarchie Sand in die Augen streuen. Auch europäischen Blättern ist dies aufge= fallen, wie der *Lutheran* berichtet, und sie raten unserm Präsidenten und Expräsidenten, sich ernstlicher zu befassen mit der Geschichte, und was sie von den Anmaßungen des Papstes zu berichten habe. Man ist in der Tat, was unsere Politiker betrifft, vor eine traurige Alternative gestellt; denn daß sie absichtlich die amerikanische Freiheit an den Papst verraten, kann man ihnen doch nicht zutrauen, und andererseits kann man es auch nicht verstehen, wie sie nach allem, was vorgefallen ist, immer noch so unwissend sein sollten, daß sie von den hierarchischen Plänen der Papstkirche nichts ahnen. *Watson's Magazine* sagt von den Römlingen: “They have lost out in Europe; they are hated and despised in Mexico and South America; they don't dare parade the streets of Rome, Italy, without military pro=

tection; but in this land of liberty they have become dominant in the Supreme Court, in the Army, and in the White House! God have mercy on us! Our future is black with storm-clouds.” F. B.

Ja- und Nein-Moral der Römlinge. In Amerika wundert man sich oft, wie römische Würdenträger die Trennung von Staat und Kirche in unserm Lande rühmen und zugleich in Europa und Südamerika verdammen können. Vor etlichen Monaten schrieb selbst der *Independent*: Es gehöre zu den Dingen, die man nicht verstehen könne, wie z. B. die *Catholic World* die Trennung von Staat und Kirche in Portugal verurteilen und doch sich sehr lobend aussprechen könne über die Trennung in den Vereinigten Staaten. Wie aber Rom zu diesem Ja und Nein kommt, darauf antwortet ganz richtig der *Review and Herald* also: Die ganze Geschichte der römischen Kirche bezeuge, daß sie es überall auf Beherrschung des Staates durch die Kirche abgesehen habe. Tatsächlich bilde die Geschichte des Papsttums eine lange Reihe von Intrigen, Könige und Fürsten dahin zu beeinflussen, die Staatsgewalt der Kirche dienstbar zu machen. Dieselben Absichten habe von allem Anfang an die römische Kirche auch mit Bezug auf die Regierung der Vereinigten Staaten gehegt. Tolerant, ja scheinbar liberal sei sie gewesen, weil und solange sie machtlos war. Ihr Ziel aber habe sie auch in Amerika nie aus dem Auge verloren, vielmehr mit Eifer dahin gearbeitet, um auch hier die Regierung ihre Macht fühlen zu lassen, wie das jetzt auch schon der Fall sei. “Current history and rapidly shaping events clearly indicate that Rome is doing this work. Silently and insidiously, but most adroitly, is the working, and waiting for the time when America, the same as the nations of the past, will bow the knee of homage at her shrine.” Nun, den Anfang dazu haben bereits wiederholt Männer wie Roosevelt, Taft und andere Politiker gemacht, im vorigen Jahre insonderheit beim Jubiläum Gibbons’ in Baltimore. Und wenn unsere Politiker so fortfahren, wie lange wird’s noch dauern, bis Rom, das noch vor etlichen Dezennien ein harmloses Lamm zu sein schien, offen seine Krallen zeigt? Daß Rom sich opportunistisch in die Verhältnisse zu schicken weiß, davon zeugt auch das Dekret Ne temere, nach welchem der Papst in Deutschland und Rußland gemischte Ehen, auch wenn die Trauung nicht von einem Priester vollzogen ist, anerkennt, dieselben Ehen aber in England, Kanada, den Vereinigten Staaten und andern Ländern als Konkubinat verdammt und zerreißt. Der höchste Zweck, dem alles andere und auch die Moral als Mittel dienen muß, ist dem Papst eben immer und überall nichts anderes als die Ausbreitung und Aufrechterhaltung seiner Macht. Wo aber der Wille zur Macht das alles Beherrschende ist, da sinkt auch die Moral herab zur opportunistischen Ja- und Nein-Ethik. F. B.

Amerika als Vorbild. „Wieviel kann das deutsche Volk von Amerika lernen, wenn ein Berichterstatter der ‚Frankfurter Warte‘, der Amerika besuchte, folgendes mitteilt: „Das sexuelle Niveau liegt unvergleichlich höher als bei uns. Obszöne Postkarten befördert die Post nicht; sie würde eventuell den Absender gerichtlich belangen. Unsittliche Varietés duldet die öffentliche Meinung nicht. Ein Mann, der ein lockeres Leben führt, kann nie eine öffentliche Stellung erreichen. Poten und gemeine Wiße gibt es nicht in Jungmännergesellschaft. Gemeine Wißblätter, die nur ein und immer wieder ein Thema kennen, existieren einfach nicht. Fast unglaublich sind die Fortschritte der öffentlichen Alkoholprohibition. Fast zwei Drittel

der Union sind bereits „trodsengelegt“, das heißt, jeder öffentliche Alkohol-
ausfluß ist verboten. Riesenwerke mit Tausenden von Arbeitern beschäf-
tigen nur Abstinente. Ich aß in Harvard täglich in der Universitätsspeise-
halle, wo über 1000 Studenten zu Mittag und zu Abend essen; auch nicht
einer der Studenten trank etwas anderes als Milch oder Wasser. Ein
größerer Kontrast zu deutschem Leben ist mir nie vorgekommen.“ — Der
„G. d. G.“, dem obiges entnommen ist, hat hier in Rosa gemalt.

Das Innere des Mormonentempels. In einem Wechselblatt lesen wir:
„Der nach dem Muster des salomonischen Tempels erbaute Tempel der Mor-
monen, dessen Inneres nur wenig Mormonen und nur den Höchsten unter
ihnen zugänglich ist, ist nun bekannt geworden durch 68 Photographien, die
ein Deutscher, der unbegreiflicherweise sich in den Tempel eingeschlichen hat,
zum Verkauf anbietet. Man sieht da u. a. das Taufbecken ganz in Gold,
getragen von 12 Löwen in Gold, prachtvolle Fenster mit Edelsteinen, die
ersten Propheten der Sekte in natürlicher Größe, jene Treppe, die durch
fünf Stockwerke hindurch in den unbeschreiblichen Saal des ‚Paradieses‘
führt, und die 20 Millionen Mark gekostet haben soll. Die Mormonen,
denen diese Photographien höchst unangenehm sind, haben 500,000 Kronen
angeboten, um sie aus dem Handel loszukaufen, aber umsonst. Nun drohen
sie dem Photographen mit einem Prozeß, der ziemlich schwierig sein dürfte.“

II. Ausland.

„Mit der Irrtumslosigkeit der Heiligen Schrift fällt das Formalprinzip
der Theologie und des ganzen Protestantismus, damit aber auch folgerichtig
das Christentum; denn was wir als Christen wissen, wissen wir nur aus
der Bibel. Wo man die Irrtumslosigkeit der Heiligen Schrift preisgibt, da
herrscht nicht mehr die Schrift, sondern die Vernunft und der Göze ‚Wissen-
schaft‘; Vernunft geht, wie sie will, der Satan kann sie drehen; da herr-
schen nicht mehr Moses und die Propheten, Jesus und seine Jünger, son-
dern die aufgeklärten Theologen und Kritiker. ‚Werdet nicht der Menschen
Knechte!‘ mahnt der Heilige Geist.“ (Nach d. Gesetz u. Zeugnis.)

„**Evangelische Kirche und Evangelischer Bund.** Mit dieser Überschrift
findet sich in der „A. E. L. A.“ ein Aufsatz des Generalsuperintendenten
D. Raftan. Er unterscheidet streng zwischen Evangelischer Kirche und Evan-
gelischem Bund; er weist dem Evangelischen Bunde eine wesentlich andere
Aufgabe zu als der Evangelischen Kirche, nämlich die der Bekämpfung des
politischen Katholizismus, das heißt, des Ultramontanismus, als einer in
unsere, der Protestanten, Geschichte, in unser bürgerliches, unser politisches,
unser kulturelles Leben eingreifenden Macht. Vom ‚Bekenntnisparagrafen‘
sagt Raftan: „Es ist ja verständlich, daß ein Bund, der sich Evangelischer
Bund nennt, dazu kommt, so etwas wie ein religiöses Bekenntnis auszu-
sprechen. Ein sonderliches Gewicht lege ich auf dasselbe nicht. Die Er-
örterungen, inwieweit er, schon in der Gestaltung seiner Mitgliedschaft, dem
entspreche oder nicht, sind meines Erachtens, angesichts dessen, darin seine
wirkliche Bedeutung steckt, von sehr untergeordnetem Wert.“ „Der Evan-
gelische Bund hat keine kirchliche Aufgabe, . . . seine Aufgabe liegt außerhalb
der kirchlichen Sphäre. Er ist eine Zusammenfassung aller derer, die sich
noch in irgendeinem Sinne evangelisch nennen (auch ein Katho und Traub),
und „das ist meines Erachtens ein vaterländisches und kulturelles Verdienst.“
Dann tritt auch in sonnenhelles Licht, daß der Evangelische Bund gar nicht

anders kann und darf, als dem großen, tiefgreifenden religiös-kirchlichen Kampf unserer Zeit als Evangelischer Bund mit verschränkten Armen und stummen Lippen gegenüberstehen.' Wenn bisher von Nichtmitgliedern des Evangelischen Bundes dessen mehr politische als kirchliche Tätigkeit betont wurde, so erregte das beim Evangelischen Bunde starke Mißstimmung. Schärfer, als es von andern geschehen ist, wird jetzt der Evangelische Bund als ein nicht kirchlicher, sondern als ein politischer charakterisiert, und zwar von einem, der im vorigen Jahre mit Emphase in den Evangelischen Bund eingetreten ist, dessen öffentliche Begründung seines Eintrittes der Evangelische Bund als Werbeblatt benutzt hat, auf dessen Mitgliedschaft und Urteil also vom Evangelischen Bunde starkes Gewicht gelegt wird. Eigentümlich macht sich in jenem Artikel die Äußerung: „Wenn ich ein römischer Priester wäre, würde ich mir die Hände reiben vor Vergnügen über Herrn Zatho und die eifrig ihn verteidigende „Christl. Welt“. Roms Geschäfte werden von diesen allen bestens besorgt.“ Ob in Gemeinschaft solcher Rom wirklich bekämpft werden kann? Aber freilich, es handelt sich ja nicht um Kirche, sondern um Politik.“ — So die „S. P.-K.“ Trotz solcher unzweideutigen Aussprüche aus der Mitte des Evangelischen Bundes selber fahren aber positive Blätter fort, sich damit zu trösten: der Evangelische Bund stehe zweifellos positiv und gestalte sich je länger desto positiver. F. B.

„Wieder nur ein Schlag ins Wasser!“ „Der Protestantenverein in Hamburg hatte die beiden bekannten Gottesleugner Zatho und Heydorn zu öffentlichen Vorträgen nach Hamburg eingeladen. Das empfanden die gläubigen Kreise, besonders der „Kirchliche Verein“ in Hamburg, als eine unerhörte Herausforderung, als einen Faustschlag ins Gesicht. Der „Kirchliche Verein“ veranstaltete daraufhin am Abend des Reformationsfestes eine große Protestversammlung, zu der etwa 5000 Teilnehmer erschienen sein sollen. Zwei Pastoren Hamburgs, Munßen und Cordes, sprachen in dieser Versammlung über das Thema: „Woher und wohin?“ Wittenberg 1517 und Hamburgs jetzige kirchliche Lage.“ Es würde zu weit führen, auf die beiden Vorträge hier näher einzugehen. Manches gute, kräftige Wort ist dabei gefallen. Wer jedoch erwarten sollte, daß die beiden Redner auf die Frage: Wohin? eine rechte, schriftgemäße Antwort gegeben hätten, der würde sich sehr täuschen. Nachdem der erste Redner ausführlich dargelegt, daß Zatho und Heydorn mit samt Traub, der vor kurzem einen Vortrag in Hamburg gehalten hatte, offenbare Gottesleugner sind, die zwar das Wort „Gott“ noch gebrauchen, aber damit ein frebles Spiel treiben, so ging der zweite Redner mehr auf die Frage ein, was nun zu tun sei, nämlich: energischer, einmütiger Protest gegen diese kirchlichen Revolutionäre und Nihilisten und bußfertige Ein- und Umkehr derer, die es noch mit dem alten Evangelium halten. Daß die hamburgische Landeskirche längst schon eine offene Mördergrube ist, aus der jeder, dem das Wort seines Gottes noch etwas gilt und das Heil seiner Seele noch ein wenig lieb ist, fliehen sollte, darüber ist in diesen Vorträgen kein Wörtlein gesagt worden. Ach nein! Nur das nicht! Nur keine Trennung von der „Kirche“ — und darum kommen sie auch nicht los von den Seelenmördern, die in dieser „Kirche“ ungestört die armen Schafe hinwürgen.“ — So berichtet die „Freikirche“ und teilt die von der Versammlung gefaßte Protesterklärung mit, indem sie zugleich darauf hinweist, daß darin nicht „von evangelisch-lutherischen, sondern nur von evangelischen Männern und Frauen die Rede ist“, und mit

Recht daraus folgert, daß Lutheraner, die ihre eigene Position aufgeben, nicht auf Erfolg wider die Liberalen rechnen können. F. B.

Deutscher Evangelischer Volksbund. So lautet der Titel einer Vereinigung von Männern und Frauen, die sich in Elberfeld gebildet hat. Die „D. P.-M.“ schreibt: „Der ‚Deutsche Evangelische Volksbund‘ ist satzungsgemäß eine Vereinigung von Einzelpersonen und Körperschaften, welche auf dem Boden des biblischen Evangeliums von Jesus Christus, dem gekreuzigten und auferstandenen Heiland der Welt, stehen, die Lebenskräfte des positiven Christentums für das Einzelleben, für das Familienleben, für das Gemeindeleben, vor allem aber auch für das öffentliche Volksleben zur Durchsetzung und Auswirkung bringen helfen wollen“. Diesem seinem Wesen entspricht seine Aufgabe und sein Zweck: „Er wird die bibelgläubigen evangelischen Glieder des deutschen Volkes zu einer persönlichen Mitarbeit an der öffentlichen Mission des Christentums heranziehen und organisch zusammen schließen, um für die Verwirklichung und Durchführung christlich-nationaler Grundsätze im öffentlichen Leben zu wirken.“ Diesen seinen Zweck sucht er zu erreichen: „1. durch eine allgemeine und zusammenfassende Mobilisierung aller in dem deutschen Volk noch vorhandenen biblisch-sittlichen Lebenskräfte zu positiver Arbeit an einer inneren Wiedergeburt des Volkslebens; 2. durch eine planmäßig ausgedehnte und tatkräftig schaffende Aufklärungsarbeit in Wort und Schrift über die allgemeinen christlichen und speziell nationalen und sozialen Pflichten der gläubigen evangelischen Christenheit Deutschlands gegenüber dem Volksganzen; 3. durch zielbewußte Bekämpfung einer widerchristlichen Weltanschauung und Lebensauffassung und Lebensbetätigung durch Versammlungen, Vorträge, Flugblätter zc.; 4. durch planvolle Förderung und Unterstützung der bereits vorhandenen, auf dem Boden positiv christlicher Lebensanschauung stehenden Tagespresse; 5. durch Gründung und Verbreitung einer auf christlich-nationaler Grundlage ruhenden allgemeinen deutschen evangelischen Volkspresse.“ Der „Deutsche Evangelische Volksbund“ hat Einzelmitglieder und korporative Mitglieder: jeder evangelische Christ — männlichen wie weiblichen Geschlechts — sowie jede evangelische Körperschaft oder Vereinigung, die sich zu obigen Grundsätzen, Aufgaben und Zielen bekennen und an deren Durchführung und Erreichung mitarbeiten wollen, können Mitglieder des Bundes werden. Der Jahresbeitrag bleibt dem Ermessen, bzw. der Übereinkunft (bei Körperschaften zc.) überlassen.“ F. B.

Der Keplerbund gab seinen siebenten naturwissenschaftlich-naturphilosophischen Kursus im Bundeshaufe zu Godesberg, zu welchem sich insgesamt 82 Teilnehmer eingefunden hatten. „Der alte Glaube“ schreibt: „Prof. Dr. Dennert gab in seiner Einleitungsvorlesung einen Überblick über die Geschichte des Problems der Menschenschöpfung und zeigte, daß in ihr drei Lösungen desselben nebeneinanderlaufen: die mythologische, welche genau auseinandersetzt, wie die Götter in menschlicher Weise den Menschen schufen, die religiöse, die den Menschen einfach als Schöpfung Gottes (als sein „Ebenbild“ in geistiger Hinsicht) darstellt, und die naturgeschichtliche, die die Entstehung der ersten Menschen als Naturvorgang zu verstehen sucht. Dr. Braß betonte in seiner Vorlesung über ‚Die zoologische Stellung des Menschen‘, daß dieser seinem Körperauf- und -ausbau nach im System, das der Mensch aufstellte, um in die Erscheinungen für sich Ordnung zu bringen, mit den höheren Säugetieren, speziell den Affen, in eine Gruppe zu stellen

sei, daß uns die Systematik aber nicht verleiten dürfe, an eine Abstammung des Menschen von einer der in seiner Nähe stehenden Tiergruppe zu denken. Neben zahlreichen Übereinstimmungen zeigt der Menschenkörper auch zahlreiche Abweichungen gegenüber dem Tierkörper; das ‚spezifisch Menschliche‘ kommt in fast jedem Organ zum Ausdruck. Es sei wissenschaftlich unmöglich, den Menschen von einer uns bekannten Tiergruppe abzuleiten, was auch alle ernsten Forscher heute zugeben. In der Vorlesung über ‚Die Reste des Urmenschen‘ zeigte Dr. Braß dann weiter, daß vom sogenannten Pithekanthropus an bis zu den Resten aus den ältesten historischen Zeiten alle Schädel und alle Gliedmaßeinteile wiederum das ‚typisch Menschliche‘ zeigten; besonders komme das in der Anordnung der Beißmuskeln und in der Anordnung und Ausbildung der Beinhnochen und des Gehfußes zum Ausdruck. Zwischengruppen zwischen dem Menschen und einer Tiergruppe kenne die Wissenschaft noch nicht. In seiner Vorlesung über die Kultur des Urmenschen zeigte Prof. Dr. Dennert, daß der Urmensch bereits Technik und ein damit verbundenes Wissen, Kunst (als Betätigung des Formensinns), Religion (Bestattung der Toten) besaß, und daß es auch noch andere Zeugen seiner geistigen Tätigkeit gibt (Benutzung des Feuers, Sprache und Schrift zc.), so daß wir gezwungen sind zu sagen: soweit wir heute den Urmenschen kennen, war er bereits Mensch im vollen Sinn des Wortes. Die Vorlesungen waren begleitet mit Demonstrationen an Tafeln sowie mit Ausstellung von einer instruktiven Sammlung von Werkzeugen zc. aus der älteren Steinzeit. Dr. med. Segauer sprach über ‚Körper und Geist‘. An der Hand von Lichtbildern erklärte er den Bau des peripheren und Zentral-Nervensystems, ging dann zur physiologischen und psychologischen Erklärung desselben über, wobei er betonte, daß durch all diese Untersuchungsmethoden lediglich einzelne Komponenten des Seelenlebens gefaßt werden können, daß sich das Wesen der Seele, bzw. des Geistes diesen Methoden entziehe. Dr. Senff sprach über den Menschen als ethisches Wesen. Die Scheidelinie zwischen Tier und Mensch überall scharf hervorhebend, kam er zu dem Endergebnis, daß im ethischen Menschen eine höhere Welt in die sichtbare materielle Welt hineinragt. Direktor Teudt legte in seinen Vorlesungen über das naturphilosophische Problem der Menschenschöpfung das Schwergewicht ganz auf die Frage, ob und wie weit die Entstehung der geistigen Seite des Menschen aus der tierischen Psyche anzunehmen sei. Die Entwicklung des menschlichen Leibes aus untermenschlichen Vorstufen sei durchaus eine Frage der Naturwissenschaften; ihre Bejahung würde der Philosophie einleuchtend sein als Konsequenz des Entwicklungsgedankens und würde für die Religion belanglos sein, zumal der Schöpfungsbericht selbst den Entwicklungsgedanken aufweise. Das Wesen des Menschengeistes dagegen gipfele in der Persönlichkeitspotenz, zu der das tierische Wesen in geradliniger Entwicklung niemals emporsteigen konnte und kann. Eine Steigerung der höchsten Fähigkeit des Tieres würde im Gegenteil die Grundlage der Kulturfähigkeit, nämlich das mühsame persönliche Lernen und geistige Erobern, nur hindern. Für das Erscheinen des menschlichen Geisteslebens auf Erden forderte Redner mit Eucken und vielen andern modernen Philosophen ‚die Eröffnung einer neuen Wirklichkeitsstufe‘, die aus den niederen Wirklichkeitsstufen nicht erklärbar ist.“ Auch aus dem Vorgehenden ist klar, daß der Keplerbund eine Apologetik des Christentums betreibt, die dem Unglauben so viele Konzessionen macht, daß auch ihr gegenüber, wie bei den meisten modernen Apologien,

das Christentum wiederum einer Apologie bedarf. Auch das Christentum wird viel eher fertig mit seinen offenbaren Feinden, wie Häckel, als mit vielen seiner Freunde, die es wider Häckel und andere verteidigen wollen.

F. B.

Gebetsheilung und die englischen Ärzte. Aus England berichtet die „N. E. L. R.“: Seit mehreren Jahren hat die sogenannte Christliche Wissenschaft (Christian Science) in London, besonders in den wohlhabenderen Stadtteilen, große Verbreitung gefunden. Die Wirksamkeit dieser Sekte wurde so stark, daß der Bischof von London vor zwei Jahren ein Komitee zusammenberief, um über die Frage der „Heilung mit geistlichen Mitteln“ Klarheit zu gewinnen. Aber schon das bloße Aufwerfen dieser Frage erregte den Unwillen des Ärztestandes, der nun auch eine medizinische Untersuchungskommission einsetzte und den Bischof von London sowie den Erzbischof von Canterbury brieflich um Auskunft bat, was denn unter „Heilung mit geistlichen Mitteln“ eigentlich zu verstehen sei. Jetzt wird nun der Brief veröffentlicht, in welchem der Erzbischof von Canterbury seine Stellung zu dieser Angelegenheit also formulierte: „Dieser Gegenstand ist so verwickelt und schwierig, daß keiner, der sich damit beschäftigt hat, den Versuch wagen wird, sich kategorisch, kurz und bündig darüber auszusprechen. Es kann nach meiner Meinung nicht geleugnet werden, daß jetzt mancherlei geschieht, was Patienten und andere als ‚spirituell‘ oder ‚psychisch‘ betrachten, während es doch wohl in einer normaleren und herkömmlicheren Weise erklärt werden könnte. Andererseits betrachte ich es jedoch als sicher, daß die verschiedenen Behandlungsformen, auf welche Sie anspielen, trotz mancher irrthümlichen und gefährlichen Seiten doch auch wieder in wertvoller Weise auf die oft vergessene Tatsache der Wechselwirkung zwischen Leib, Seele und Geist hinweisen.“ Die medizinische Untersuchungskommission veröffentlicht nun ihrerseits die Resultate ihrer Untersuchung. Sie gibt zu, daß Beweise für die Wirksamkeit geistiger Suggestionen bei der Behandlung mancher körperlicher Störungen in Hülle und Fülle vorhanden sind. Aber sie behauptet, „daß bisher keinerlei Beweise für eine wirkliche Heilung einer organischen Krankheit vorliegen. Und gemäß dem Prinzip, daß zum Schutze des Publikums die Diagnose und Behandlung von Krankheiten am besten in den Händen derer gelassen werden, deren Ausbildung sie für diesen Beruf fähig gemacht hat, muß jede formale Zusammenwirkung zwischen Geistlichen und praktischen Ärzten bei der Behandlung einer Krankheit abgelehnt werden. Alle Vorteile, welche zweifellos in geeigneten Fällen aus der Mithilfe Geistlicher bei der Behandlung kranker Personen entspringen, können auch in einer Weise gemonnen werden, welche es völlig ausschließt, daß beim Publikum ganz gefährliche Mißverständnisse entstehen“. Man erwartet nun mit Spannung die Entscheidung des vom Bischof von London eingesetzten Komitees, welches schon seit langem verhandelt, aber unter völligem Ausschluß der Öffentlichkeit. Bei der persönlichen Stellung des Bischofs von London und seinen katholisierenden Neigungen ist es nicht ausgeschlossen, daß die Entscheidung nicht nur durch die Rücksicht auf die Christliche Wissenschaft, sondern noch mehr durch Einblicke auf Lourdes und ähnliches beeinflusst wird.

Das neueste Motuproprio des Papstes verbietet allen Katholiken bei Strafe sofortiger Exkommunikation, ohne Genehmigung der kirchlichen Behörde katholische Geistliche vor die staatlichen Gerichte zu ziehen. Es heißt darin zum Schluß: „Heutzutage, bei unsern schlimmen Zeitverhältnissen,

wo auf die kirchliche Immunität so wenig Rücksicht genommen wird, daß nicht nur einfache Aleriker, sondern auch Bischöfe, ja sogar Kardinäle vor Laiengerichtshöfe zitiert werden, da erfordert es die Sache von uns, daß wir jene, welche sich von einem solch sakrilegischen Vergehen nicht durch die Schwere der Schuld abschrecken lassen, durch die Strenge der Strafe in Schranken halten. Deshalb beschließen und bestimmen wir durch gegenwärtiges Motuproprio: Alle Privatpersonen, weltlichen oder geistlichen Standes, männlichen oder weiblichen Geschlechtes, welche irgendwelche kirchliche Personen, sei es in Kriminal- oder Zivilsache, ohne Erlaubnis der kirchlichen Behörde vor ein weltliches Gericht zitieren und zum öffentlichen Auftreten daselbst zwingen, alle diese sollen auch der Exkommunikation latae sententiae, die speziell dem Papst reserviert ist, verfallen. Rom, 9. Oktober 1911. Pius P. P. X.“ Hierzu bemerkt die „E. R. Z.“: „Die Einschränkung der Inquisition vom 23. Januar 1886, daß nur die Gesetzgeber, die derartige Gesetze erlassen, exkommuniziert werden sollen, wird damit aufgehoben, und auch sonst treten ganz im Geist Pius' X. äußerste Verschärfungen ein. In der Begründung wird ausdrücklich erklärt, daß jeder, der einen Geistlichen vor das weltliche Gericht zieht, ein sacrilegium facinus, das heißt, ein gottschänderisches Verbrechen, begeht. Ipso facto, von selbst, folgt diesem Verbrechen die höchste Kirchenstrafe, eben die Exkommunikation. Es ist ganz gleichgültig, daß die eingeholte ‚Genehmigung‘ der kirchlichen Behörde vor diesen Strafen schützen kann; dieser Weg ist nicht gangbar. Jeder moderne Staat und jede staatsverhaltende Partei, wenn anders dieser Name nicht bloß Vorpiegelung falscher Tatsachen ist, muß einen derartigen Vorbehalt für die Rechtspflege ablehnen. Der Bischof als Vorinstanz für die Anklageerhebung, wo immer sich ein Geistlicher vergangen, das wäre die Kapitulation der modernen Rechtspredung und eine Auflösung jedes Rechtsempfindens. Die Fälle, daß z. B. in Bayern in neuester Zeit Geistliche, die steckbrieflich wegen Meineid, Unterschlagungen von Kassengeldern, Sittlichkeitsverbrechen verfolgt werden, noch nach mehr als Jahresfrist nicht vor Gericht erschienen sind, sondern Zuflucht in Klöstern, Priesterhäusern usw. gefunden haben, zeigen, daß hier eine furchtbare Eiterbeule sich gebildet hat. Das päpstliche Motuproprio setzt nun alledem die Krone auf. Es bedeutet die Aufhebung der Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetz. Die Rechtsunsicherheit, die geschaffen wird, ist um so schwerer zu ertragen, als die Geistlichen, die hier über das Gesetz gestellt werden, zahlreiche bürgerliche Funktionen ausüben, mit Wort und Schrift Politik treiben, Geschäfte abschließen, für sich und für andere, als Vorsitzende von Genossenschaftsassen, Vereinen, als Repräsentanten der Kirche usw. In all diesen Dingen wird der Katholik, der sich streng an die Gebote seiner Kirche hält, seinen Geistlichen gegenüber rechtlos; nur wenn der Bischof zustimmt, darf er sein Recht suchen, andernfalls riskiert er, daß ihn die Kirche exkommuniziert. Man kann gespannt darauf sein, wie sich die Regierungen zu diesem neuesten päpstlichen Übergriff stellen werden.“ Das Motuproprio des Papstes zeigt wieder, was unsere Politiker, mit Roosevelt und Taft an der Spitze, nicht glauben wollen, daß der Papst nicht bloß der größte Feind der Kirche, sondern auch des Staates ist, gefährlicher und erfolgreicher als alle Anarchisten, Nihilisten und Sozialdemokraten zusammengenommen. Zugleich bekennet der Papst mit seinem Motuproprio, daß es mit der Moral seiner Priester und Zölibatzen recht traurig bestellt sein muß.

Kulturfeindschaft der Papstkirche. In dem Staatslexikon der Görres-Gesellschaft sucht der Katholik Pohle in dem Artikel „Kultur“ zu zeigen, daß der Syllabus Pius' IX. nicht die moderne Bildung, die geistige und sittliche Freiheit verwerfe, sondern nur „jene sogenannte Zivilisation ablehne, die es bei ausgesprochener Kirchenfeindschaft auf die Ausschaltung der Kirche als einer Kulturmacht abgesehen hat“, und daß auch nach dem neuen Syllabus Pius' X. die Kirche sich nicht gegen die „Fortschritte der natürlichen und theologischen Wissenschaften“ feindlich verhalte. Pohle schreibt: „Was immer die moderne Forschung an erprobten Wahrheiten auf historischem, archäologischem, dogmen- und religionsgeschichtlichem Gebiet zutage fördert, das meist die katholische Theologie nicht stolz zurück, sondern assimiliert es mit ihrem Wesen, um ins Weite zu wachsen und sich immer mehr zu vervollkommen. Nur gegen eins sträubt sie sich: gegen die Aufnahme heterogener, der uralten Glaubenshinterlage widersprechender, außerhalb ihres spezifischen Entwicklungsgebietes liegender Elemente, die einen Selbstvergiftungsprozeß einleiten würden. So wenig dem Wachstum einer Lilie die Lebens- und Entwicklungsgeetze einer Rose aufgezwungen werden können, ohne ihr Wesen zu zerstören, ebenso wenig läßt sich die katholische Theologie auf Bahnen abdrängen, die auf die Leugnung oder Gefährdung ihrer feststehenden Dogmen hinauslaufen.“ Nach Pohle verdammt also die katholische Kirche auch heute noch alle die Tatsachen, Wahrheiten, Kulturwerte und sozialen Zustände, die den papistischen Annahmen, Irrlehren und Aberglauben zuwider sind. Damit hat aber Pohle den Vorwurf der Kultur- und Wahrheitsverschlossenheit der Papstkirche nicht widerlegt, sondern erhärtet und bewiesen.

F. B.

Römische Intoleranz auf Malta. Malta, so schreibt der *New York Observer*, zeigt, was die römisch-katholische Kirche ist, wo sie die Macht hat. Daß sie Bedrückerin, ja Unterdrückerin jeder andern Form religiösen Gottesdienstes oder Tätigkeit ist, ist nicht nur eine geschichtliche Tatsache, sondern eine heutige Tatsache, wo die Umstände es erlauben. Vor kurzem wurde die britische Regierung darauf aufmerksam gemacht, daß Missionsgottesdienste in dem königlichen Theater zu Malta auf Anordnung der römischen Oberen unterdrückt wurden. Das hatte zur Folge, daß eine königliche Proklamation Religionsfreiheit und Freiheit des Gottesdienstes für die ganze Insel sicherte. Darauf wandten sich der Erzbischof von Malta und die Glieder des Kathedralepitels an den König und ersuchten ihn, den Erlaß, soweit er die Religionsfreiheit für die religiösen Denominationen in Malta vorsieht, nicht zu billigen. Alles umsonst. Sie konnten den König Edward nicht dazu bewegen, seinen Untertanen Religionsfreiheit zu versagen. Darauf schrieb der Erzbischof an den Gouverneur der Insel einen Brief, in dem er sein tiefes Bedauern darüber ausdrückt, daß Religionsfreiheit gewährt werde nach mehr als einem Jahrhundert, während welcher Zeit die Ausübung öffentlicher Gottesdienste ausschließlich den Römischen gestattet wurde. Amerikanische Erzbischöfe mögen immer wieder mit schönen Reden amerikanischen Einrichtungen anerkennen, der Erzbischof von Malta ist doch der echte Katholik.

(R. B.)

Aus den modernen französischen Schullesebüchern teilt P. Simsa in seinem „Flugblatte“ folgende Stelle mit: „Anfänglich war er (der Vogel) ein Reptil, und das Reptil lebte mit seinen Verwandten in den lauen Sümpfen der Urwelt. Frage: Durch welche sonderbare Geschichte ist es

ihnen entflohen? Antwort: Es kam eine Periode, in welcher das Reptil, instinktmäßig seine höhere Bestimmung ahnend, von Ekel über sein elendes Dasein erfaßt wurde. Es empfand das Bedürfnis, seinen Aufenthalt zu wechseln, und begann von Reisen in der Luft zu träumen. Frage: Wohin konnte eine solche ungereimte Träumerei führen? Antwort: Der Traum unter dieser glatten Hirnschale war so hartnäckig, daß die Natur ihm schließlich gehorchen mußte.“

Aus dem Kongo berichtet ein Missionar: „Beim Besuch einiger der größten Städte, die wir im Kongo gesehen haben, wurden wir wiederholt überrascht durch die Abwesenheit aller männlichen Bewohner, ausgenommen kleine Knaben, hinfällige Greise und einige Häuptlinge und Aufseher. Auf unsere Nachfrage sagte man uns, ihre Steuer bestehe in Kautschuk, und die Männer seien weit im Urwalde, um das Produkt zu sammeln. Wir sahen streckenweise Dutzende, ja Hunderte wohlgebafter Hütten im Verfall, weil die Männer gezwungen waren, ihre Steuer einzusammeln, und die Frauen und Knaben die Feldarbeit verrichteten und ihren Männern das Essen in den Wald trugen. Wir entdeckten, daß die Männer zwei, ja drei Monate ununterbrochen in dem feuchten, unzugänglichen Walde zu arbeiten hatten, um die vorgeschriebenen Kautschukmengen zu gewinnen. Und wie leben sie während dieser gezwungenen Abwesenheit von ihrer Heimat? In elenden Schutzhütten aus Stöcken und Blättern, von denen wir viele auf unserm Wege sahen. . . . Auf unserm Marsch durch den Wald lagerten wir eines Nachts nahe einer kleinen Gesellschaft von Kautschuksammlern. Wir beobachteten, wie die Leute bis spät in die Nacht beschäftigt waren, die gewonnene Flüssigkeit zu koagulieren. Wie uns ihr headman sagte, waren sie drei Tagereisen von ihrer Heimat entfernt. Er erzählte uns auch, daß vor einigen Wochen eine Gesellschaft von 35 Leuten und zwei headmen vor den Weißen die Flucht ergriffen hätte; sie seien zuerst durchgeprügelt worden, weil sie zu wenig Kautschuk gebracht hatten, und dann habe der Weiße sie in den Wald geschickt, um mehr zu holen. In einer Stadt, die erst vor kurzem wieder aufgebaut und ausnahmsweise groß war, berichteten uns die Eingebornen, daß sie drei Monate ununterbrochen im Walde zu verbringen und fünf Tage zu reisen hätten, um Kautschuk zu finden. Die Leute haben sechs Monate und in einigen Fällen acht Monate harte Zwangsarbeit im Jahr zu leisten. Das gibt einen Durchschnitt nicht von einem Tage in der Woche, sondern von drei und vier. Und selbst dann ist es keineswegs sicher, daß sie den Rest der Zeit für sich verwenden können. Wenn man diesen Dingen gegenübergestanden und den hilflosen Notschrei dieses verzweifelnden Volkes gehört hat, dann ist es mehr als schwierig, seine Gefühle zu beherrschen. Ihr habt gut sprechen von Freiheit und Gerechtigkeit! Wo sind sie für diese armen Sterblichen? Sie leben weit im Hinterland, ihre Stimme verhallt ungehört, und ihnen ersteht kein Fürsprecher. Sie können sich an niemanden wenden, außer an den Weißen, dessen Pflicht es ist, sie zur Arbeit zu zwingen, und dem daran liegen muß, so viel als möglich Kautschuk aus ihnen herauszuquetschen. Nicht in erster Linie die Beamten sind zu tadeln, sondern das entsetzliche System, das solche Praktiken möglich macht.“ In der *London Times* veröffentlicht der belgische Kolonialminister Renkin, die Kolonialverwaltung habe ein Lager von Kautschuk und Elfenbein im Werte von £640,000. Der Fluch Leopolds II., den der Papst und seine Kirche mit den höchsten Ehren geehrt, und den auch die

römischen Würdenträger in Amerika gefeiert haben, wirkt immer noch im Kongo weiter.

J. B.

Die Großstadtkultur mit ihren Tageblättern, Theatern &c. geißelt V'Gouet in seiner „Psychologie der Kultur“. Er schreibt: „Mengen von strupellosen Zeitungsinhabern und Verlegern sitzen zusammen. Wie bringen wir die Menschen zum Lesen? Ob die Lektüre schandbar oder ekelhaft ist, daß wir uns selbst davor grauen würden, ob wir sie selbst in nichts rechtfertigen können, ist ja völlig gleichgültig. Ob wir die Leute mit ihr verderben, ruinieren und verführen, mit Klatsch, mit Unzuchtsgeschichten, mit Gerichtsberichten über die niedrigsten Dinge, ob wir jungen Leuten die Religion und die Moral rauben, ob wir Inserate und Romane annehmen, sie können noch so zweideutig sein: alles gleichgültig, wenn die Leute nur lesen, abonnieren und lesen, lesen und abonnieren, wenn sie nur ihr Geld hergeben, ihr Geld — alles andere ist gleichgültig.“ „Und die Herren Theaterdirektoren sitzen zusammen. Erste Bedingung eines Theaterstückes ist, daß es die Kasse füllt; alles andere ist nebensächlich. Verboten ist, was die Polizei verbietet, weiter ist nichts verboten; alles andere ist erlaubt. Und nun wird studiert: Was kann man dem Publikum vorsehen, damit es nur sein Geld hergibt? Ob der Schauspieler auf seine eigene Rolle speien möchte, jeder Einsichtige das härteste Urteil über die alles ruinierenden Kassenstücke fällt, ob abermals Moral und Religion dabei mit Füßen getreten werden: ganz gleichgültig, wenn das Publikum nur frißt und sein Geld dafür hergibt. Die Ketten und das Publikum bei Appetit zu erhalten, das ist das einzige, worauf es ankommt; die Freßlust zu erhalten, das ist das einzige, worauf es ankommt; daß die Leute ihr Geld dafür hergeben!“ „Es gibt nichts Interessanteres, als unmittelbar hintereinander ein großes Bauernmissionsfest und ein paar Tage später etwa eine evangelische Bundesversammlung oder dergleichen mitzumachen. Es kann sich ja leicht so treffen; aber welch ein Unterschied! Das eine Mal sitzen 2000 bis 3000 Bauern ernst zusammen, hören aufmerksam alles an, dreistündige Gottesdienste, vierstündige Ansprachen, geben zum Schluß auch unendliche Gaben und gehen ernsthaft dann nach Hause. Und das andere Mal hat man eine großstädtische Geselligkeit vor sich. Donnernde Proteste gegen den Papst, nationalen Pathos, tadellose Kirchenchöre und vor allem tadellose Toiletten bei den Damen, tänzelnde Herren und schwänzende Damen. Aber die Hauptsache, die Religion, will sich nicht so recht einstellen. Dort geht alles still nach Hause, den Eindruck weiter verarbeitend; hier endet man in Lustbarkeiten, Bergfahrten und dem jüngsten Couplet, und irgendeinen Herrn aus der ärgsten Diaspora läßt man nicht zu Worte kommen, weil er vom Dorfe ist, erkennt ihn vielleicht überhaupt nicht in seinem rauhen Wirklichkeitsgewande.“

J. B.

Als einen markanten Zug unserer Zeit bezeichnete kürzlich im „Reichsboten“ ein mit den sittlichen Zuständen unserer höheren Kreise näher bekannter Dr. G. die Tatsache, daß wohlhabende Damen mit einem starken Zug zum Gemeinen nur noch Scheinehen, möglichst mit Trägern eines adligen Namens, eingehen, um nach möglichst baldiger Wiederscheidung in einer vornehmen Gewandung der Sittenlosigkeit um so zügelloser fröhnen zu können. Und es finden sich wirklich solche Leute, die ihren adligen Namen für Geld hingeben. Der Einsender bemerkt dazu mit Recht: Erröte, Vaterland!

Schulkinder im Kinematographen-Theater. Im Verein für Schulgesundheitspflege zu Dresden hat sich jüngst der bekannte Kinderarzt, Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Baginski (Berlin), über die Kinos ausgesprochen. Er führte aus: Der Besuch der Kinos übe auf das kindliche Gemüt meist schädliche Wirkungen aus, erwecke falsche Vorstellungen von den tatsächlichen Vorgängen und erzeuge die kindliche Phantasie in bedenklicher Weise. Die meisten der üblichen Darstellungen, auch wenn sie nicht unsittlicher Natur seien, z. B. Prügel- und Trunksuchtszenen, Schilderungen von Verbrechen und überfällen, blutigen Gefechten z., eigneten sich für Kinder nicht. Dazu trete, daß der Zuschauerraum der Kinos überhitzt und schlecht gelüftet sei. Selbst gesundheitliche Nachteile, wie Schlaflosigkeit, erhöhte Nervosität, bringe der Kinobesuch den Jugendlichen. Zu einem völligen Ausschluß der Kinder von Kinematographen-Theatern liege kein Anlaß vor. Die Kinder gehörten aber nicht in die allgemeinen kinematographischen Vorstellungen; es sollten für sie eigene Kindervorstellungen mit einem von Pädagogen geprüften Programm in hygienisch einwandsfreien Räumen stattfinden. Die Lehrer könnten die Führung übernehmen und die Vorführungen zur Illustration von Balladen, zur Erleichterung des Verständnisses in der Naturwissenschaft, Völkerkunde zc. benutzen. (Zw. Btg.)

über die indische Theosophie, die von zwei geschiedenen Weibern, Frau Blawatsky und Frau A. Besant, eifrig befürwortet wird, teilt dem „M. C. Th. R.“ zufolge die *British Weekly* einen Artikel mit, in welchem Herr P. Jones aus Madura in Südbindien sagt, daß es bei der Gründung der theosophischen Gesellschaft in Indien die ausgesprochene Absicht gewesen sei, „die Religion des Jesus aus Indien zu vertreiben“. Frau Besant sagte den Indiern, „daß Christentum und Hinduismus sich zueinander verhalten wie Glas zu Perlen, und daß es für die jungen Hindus besser wäre, sie würden Skeptiker oder Materialisten als Christen“, und forderte sie auf, „zurückzukehren zum göttlichen Glauben ihrer Vorfahren und zu der erhabenen Philosophie ihrer heiligen Bücher“. Als sie den berühmten Tempel in Madura besuchte, tat sie es ganz in der Weise indischer Verehrer barfüßig und zollte den Gözenbildern dieselbe Verehrung wie die Hindus. Als sie in Madras öffentlich über ihren Glauben gefragt wurde, sagte sie: „Ich bin Indier in meinem religiösen Glauben. Ich glaube an die Gottheiten und die erhabene Philosophie der Upanishads.“

über die sittlichen Zustände unter den Studenten in Berlin bringt der „Reichsbote“ haarsträubende Mitteilungen. Nach denselben wird es immer mehr Sitte, daß ein Student sein „Verhältnis“ hat, eine Kellnerin oder sonst ein Mädchen (meist aus bürgerlichen Familien, zum Teil auch aus höheren Kreisen), die den Sonntagvormittag bei ihm verbringt. Solche „Verhältnisse“ soll es in Berlin über tausend geben, und zwar bei Studenten aller Fakultäten! Ein über die Wahrheit dieser Gerüchte befragter älterer Student der Medizin sagte, soviel er wisse, sei es so, fügte aber hinzu, das sei doch immerhin besser, als wenn ein Student alle Sonntage ein anderes Mädchen habe. In Halle und Leipzig sei es ebenso. Dazu schreibt ein anderer, indem er zu energischem Kampf gegen diese sittliche Pest, die im Finstern schleicht, auffordert: „Wer Auge und Herz für die Jugend hat, besonders wer in der Großstadt das Leben und Treiben der Gymnasiasten und Studenten zu beobachten Gelegenheit hat, sieht die ‚Greuel der Verwüstung‘ durch die Unsittlichkeit, die vor den Augen sorgloser Eltern

und Pastoren oder oberflächlicher Lehrer noch verborgen sind. Die „moderne Wissenschaft“, dieser Gott der Freiheit, wird angebetet. Sie beseitigt mit erstaunlicher Gründlichkeit alles Altmodische. Die naturalistische Weltanschauung hat für ihre Anbeter den strafenden Gott und die Sünde abgeschafft, und für den regelmässigen Witzblattleser — das ist doch zeitgemäß —, ja für den modern denkenden jungen Mann, für den die Christushymne ein überwundener Standpunkt ist, kann der Begriff „Sünde“ doch nur ein naturwidriges Verhalten sein. Wer aber seinen Trieben freien Lauf lassen will, kann sich leicht schützen. Hier liegt der Krebschaden unserer Jugend, der schon viel tiefer gefressen hat, als allgemein bekannt ist. Es ist eine dornenvolle Aufgabe, die besonders der christlichen Ärztenwelt und dem Pastorenstande vorliegt, sich mit einer üppig wuchernden monistischen oder naturalistischen Weltanschauung, die die „öffentliche Meinung“ auf ihrer Seite hat, auseinanderzusetzen. Das kommende Pfingstfest zeigt aber denen, die mit Ernst Christen sein wollen, was uns not tut: Hier hilft weder Kraut noch Pflaster! Hier kann nur das Wasser des Lebens die nach Leben Schmach tenden sättigen, den Lebensmüden Heilung bringen und den Strauchelnden und Lahmen Kraft geben, gewisse Tritte zu tun! Wo sind die lebendigen Wegweiser, welche die irregeleitete Jugend zur Lebensquelle führen?“ Ja, wo sind sie? Und wo ist die Kirche, die christliche Gemeinde, die ein Salz der Erde sein soll? Die, welche einst Führer des Volkes werden sollen, sind ihrem Einfluß ganz entzogen, und sie selbst ist schier ein dumm gewordenes Salz! Wie tief aber unsere Gebildeten schon versunken sind in den Sumpf der Sittenlosigkeit, kann man daraus sehen, daß der „Kladderadatsch“, eins der ältesten und gelesensten Witzblätter, über diese Lage des „Reichsboten“ noch ein ganz gemeines Spottgedicht bringt. Hier kehrt Sodom und Gomorra, hier die Frechheit des sinkenden römischen Kaiserreichs wieder, das zum Gericht reif war. Wo die Unsitte ohne Scheu getrieben und die Bestrafung derselben durch Gottes Wort verachtet und verlacht wird, kann Gottes Gericht nicht mehr ausbleiben. (C. L. F.)

über das Geheimnis der Erfolge des Atheismus schreibt Dr. Branca, Professor der Geologie und Paläontologie in Berlin: „Das ganze Geheimnis des grunzenden Behagens, mit dem die Menge die Lehre des Atheismus so willkommen heißt, liegt in der Trägheit der Massen in sittlicher Hinsicht begründet. . . . Durch den Atheismus wird den Massen das Leben in sittlicher Hinsicht so unfähig bequem gemacht. . . . Sie dürfen nur heruntersteigen von der unbequemen Höhe, zu welcher die Menschheit durch die christliche Religion in sittlicher Beziehung sich entwickelt hat, einer Höhe, auf welcher der Mensch nur durch Anstrengung weiter kommt, hinab auf die bequemen Weideplätze, auf denen das Tier sich wälzt.“ Ja, nur ein Mensch, der nichts taugt und sittlich versunken ist, spricht in seinem Herzen: Es ist kein Gott! Nicht etwa aus dem klaren Kopf, sondern aus dem Interesse eines sumpfigen, unreinen Herzens wird der Atheismus geboren. F. B.

Esperanto im kirchlichen Gebrauch. Die von dem russischen Juden Zamenhof 1887 aufgebrachte Weltsprache Esperanto fängt jetzt an in rapidem Tempo sich weit auszubreiten, und dringt auch in kirchliche Kreise hinein. Der Antichrist in Rom zeigte auch in diesem Falle die altgewohnte Bitterung für alles, was seinem Machtbereich dienen kann; er erteilte schon dem ersten und zweiten esperantistischen Weltkongreß seinen Segen und er-

laubte den Nebengebrauch dieser Sprache im katholischen Gottesdienst. Es wird nämlich bei jedem Esperanto-Weltkongreß, wo möglich, ein doppelter Gottesdienst, je für Protestanten und Katholiken, gehalten, bei dem aber klassische Kirchenmusik stark in den Vordergrund tritt. Im März 1910 fand in Paris ein internationaler Katholikerkongreß statt, bei dem Esperanto die offizielle Sprache war und zu dem aus 18 Ländern 400 bis 500 Delegaten gesandt waren. Es gibt eine ganze Anzahl katholischer Kirchenblätter, Gebethbücher etc. in Esperanto. Protestantischerseits gibt es nur ein kleines uniertes Kirchenblättchen *Dia Regno* (Gottesreich), das in Köln erscheint. Der Jude Zamenhof hat den Psalter, die Sprüche Salomos und den Prediger Salomos übersetzt. Verschiedene Bruchstücke des Neuen Testaments sind von verschiedenen, meistens in einer Esperantospalte englischer Kirchenblätter, übersetzt; doch ist die Britische Bibelgesellschaft im Begriff, das ganze Neue Testament in Esperanto erscheinen zu lassen. Zwei Drittel des Manuskripts soll ihr bereits druckfertig vorliegen, und der Rest desselben in Händen der Revisoren sein. Auch der Text des Kleinen Katechismus Luthers ist bereits übersetzt, aber es ist noch nicht entschieden, wann und wo er im Druck erscheinen wird. Sonst freilich sieht es mit der kirchlichen Literatur auf Seiten der Protestanten noch recht mager aus. Außer zwei Liederersammlungen gibt es nur noch eine Anzahl Traktate, zum Teil recht ungenießbaren Inhalts. Namentlich die Christadelphianer sind eifrig am Traktatausteilen. In Schottland hat sich eine Gesellschaft gebildet: „Esperanto im Dienst des Reiches Gottes“, die besonders Propaganda treibt zur Aufnahme dieser Sprache unter den Missionaren und nicht weniger als 2000 Exemplare der Bergpredigt mit Esperantoschlüssel zu dem Zweck frei versandt hat. Auch hält sie in Edinburgh alle drei Wochen einen Gottesdienst in der neuen Sprache ab. In verschiedenen Ländern pflegen die Y. M. C. A.'s sehr energisch Esperantosprache, und es ist nur eine Frage der Zeit, wann sie zu ihrer offiziellen internationalen Verkehrssprache erhoben werden wird.

H—n.

Zur **Schundliteratur** gehören nach dem „Frankenberger Tageblatt“ auch viele deutsche Witzblätter und Tageszeitungen. Das genannte Blatt schreibt: „Noch nie oder ganz selten haben wir Stimmen vernommen, die sich mit sittlicher Entrüstung gegen einen Teil unserer illustrierten Unterhaltungs- und Witzblätter wenden, in denen das Freche und Nackte der rote Faden ist, der Text und Bild durchzieht, in denen alles Erhabene, Hohe und Göttliche zum Spott wird, und in denen (obgleich solche Zeitungen sich oft als die Träger des Nationalbewußtseins aufspielen) die Ideale des Volkes in den Schmutz getreten werden. Hat man ernstlich schon einmal daran gedacht, die in der Großstadtspresse mit allen Zinessen und Details ausgeschmückten Gerichtsverhandlungen zu Quellen neuer Verbrechen zu stempeln? Im vorigen Jahre wurden die in dem Leipziger Prozeß „Koppius“ zutage tretenden Erpressungsmomente in den Leipziger großen Tagesblättern (eine Zeitung berichtete in 8 oder 10 großen, enggedruckten Seiten darüber!) mit solcher Lebendigkeit und Deutlichkeit behandelt, daß neuerdings in vermehrter Anzahl Erwachsene und sogar schon dreizehnjährige Jungen mit Erpressertätigkeit sich beschäftigen. Und dabei hat keine der führenden Großzeitungen und noch kein Kritiker über ‚Schundliteratur‘ den Mut, von ‚Gefährdung des Volkes durch Gerichtsverhandlungsberichte‘ zu sprechen.“